

28 261



Walter Rothes,  
aus verschiedener  
Herren Ländern



9 Febr 1

P. Frz. Joseph Göggl  
M. S. F.



Aus verschiedener Herren Länder



1278

# Aus verschiedener Herren Ländern

Reisebilder und Kulturstudien  
von  
Walter Rothes

Missionshaus Regina pacis  
Rückers, Krs. Glatz

1914

Schulerbibliothek



Druck und Verlag von Hermann Rauch  
Wiesbaden.

*lit. podrozmie  
Europa*

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5167870



28261

ZBORNICA  
Kataochloros  
Labaatlecsomph

NH-GR288 N-4790722/ITMK

# V o r w o r t

---

Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt. So lautet ein bekannter Spruch. Und ein Volkswort redet dem also Begnadigten eine Wahrheit in's Gewissen, die ihm zur Pflicht werden soll: „Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen.“ Da der Inhalt des ersteren Satzes an mir dankenswerte Wahrheit wurde, so will ich mich auch der Verpflichtung, die der letztere auferlegt, nicht entschlagen. Weiß ich doch, daß eine ganze große Anzahl lieber Leute schon vordem gern — das heißt: in meinen Büchern — mit mir reisten, — in die polnischen Landesteile, nach Rußland, nach Spanien, selbst nach Marokko. In Rußland gerieten wir sogar mit der Polizei in Konflikt. Das Buch wurde für das Zarenreich verboten. Warum eigentlich, weiß ich heute noch nicht. Solches Glück und solche Reklame wage ich nun allerdings für die hier vorliegenden neuen Reisebilder nicht zu erhoffen.

Noch ein Weiteres, lieber Leser! Wenn im Beginn dieser einleitenden Worte von der „weiten Welt“

die Rede war, in welche hinaus ich Dich mitzunehmen gedenke, nimm den Begriff nicht im extremsten Sinne! Du brauchst Dir keine allzugroßen, hohen, weiten Siebenmeilenstiefel anmessen zu lassen. Wir gelangen weder an den Südpol noch an den Nordpol. Wir werden uns weder bei den Eskimos erkälten, noch für die Zuluskaffern erwärmen. Wir bleiben ruhig innerhalb der europäischen Grenzen stecken. Dort gibt es noch genug und übergenug des Interessanten und Erkundenswerten, wovon Millionen und Abermillionen Zeitgenossen niemals etwas erfahren. Ausgeschlossen von unserer Wanderschaft sei diesmal Italien. Dem schönen „Land, wo die Zitronen blüh'n,“ gedenke ich demnächst ein eigenes Büchlein zu widmen.

Burden einige Stätten auf meinen Reisen nur kürzer berührt, so erfuhren doch die meisten Länder längeren Aufenthalt, über Wochen hinaus, ja Monate langen, selbst bis zur Jahresfrist dauernden. Was dort nun an Kunst, Kultur und Leben kennen gelernt und aufgenommen wurde, das sei hier festgehalten, — anspruchslos und schlicht in der Form, frei von aller Phraseologie, möglichst ebenso wie es in Tagebuchblättern damals vermerkt wurde.

Wohl war es mein Bestreben, von den Sehenswürdigkeiten der betreffenden Länder, von Kern und Wesen der betreffenden Völker ein richtig orientierendes Bild zu erhalten, nach Ungewöhnlichem und Absonderlichem, nach „Helden- und Moritaten“ brannte nicht das Verlangen. — Alles, was nach Schablone

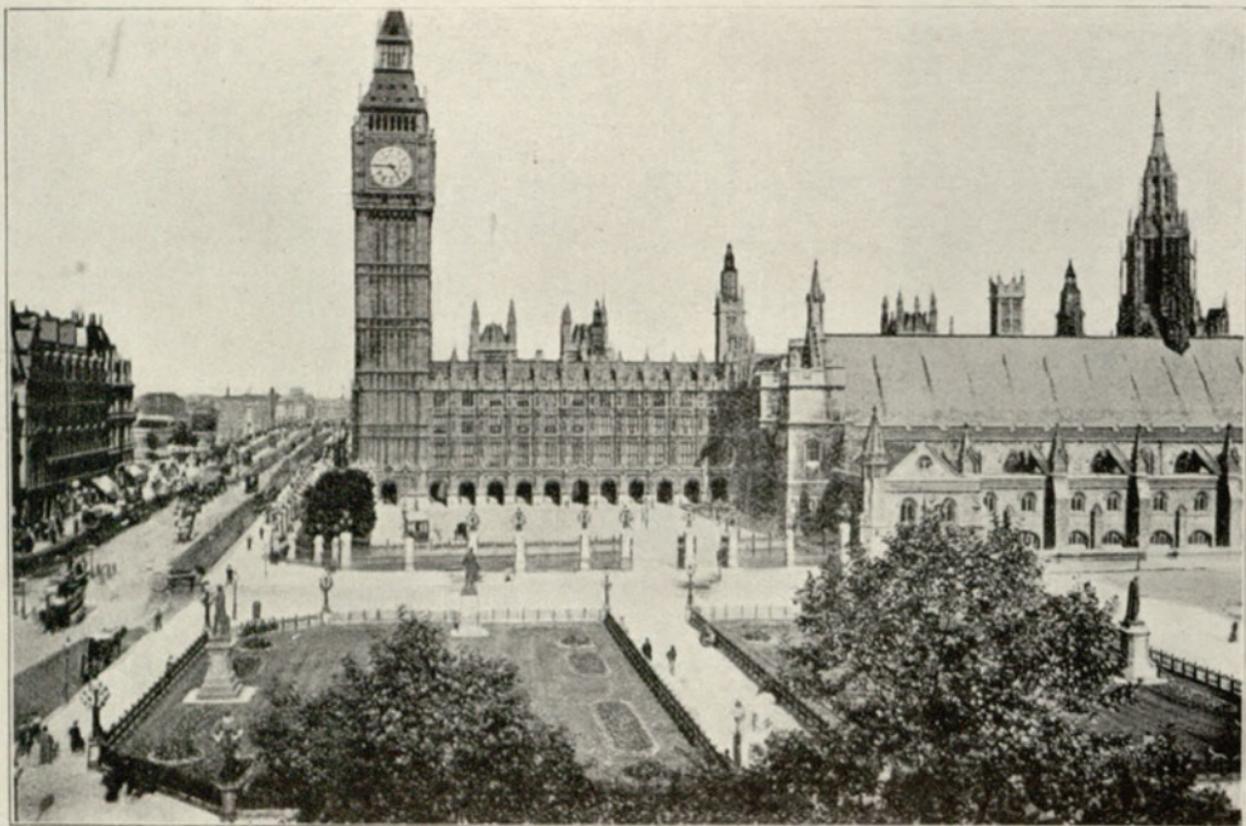
ausfieht, ist in den folgenden Zeilen völlig vermieden. Erscheint hier Neußeres, Sehenswertes, für Land und Leute Typisches breiter geschildert, so zeugt Anderes mehr von seelischem Erleben, von dem, was mir persönlich nahetrat, mich zufällig packte, mich innerlich ergriff. Solches gilt insbesondere von den letzten Kapiteln.

Und nun, lieber Leser, wenn Du bei allem dem Lust und Mut hast, mitzureisen, dann — „bitte, einsteigen!“

Der Verfasser.

M ü n c h e n 1914.





London: Parlamentsgebäude und Westminster-Brücke.



# Londoner Leben

Daß London die größte Stadt der ganzen Erde ist, dürfte allerorts bekannt sein, weniger bekannt im Ausland und doch nicht minder interessant dürften folgende ausgegebenen statistischen Angaben der Weltstadt sein. London — die Vorstädte, die von der Metropole mit der Zeit verschlungen wurden, natürlich mit eingerechnet — hat nunmehr bereits über 6 Millionen Einwohner, mit anderen Worten: mehr Einwohner als ganz Schottland, drei viertelmal so viel wie Irland. In Englands Hauptstadt wohnen mehr Schotten als in Aberdeen, mehr Irländer als in Dublin, mehr Juden als in Palästina und mehr römische Katholiken als in Rom. In London — sagte ein Polizeibericht — sind während eines Wintermonats 40 Personen ermordet worden und, nachweisbar, 39 vor Hunger und Kälte gestorben. Es zirkulieren dort täglich an 80 000 Fuhrwerke aller Art, Tram- und Omnibuswagen, abgesehen von den zahllosen Dampf- oder elektrischen, theils über-, theils unterirdischen Bahnen, in welchen man oft, während eines Zeitraums von fast 3 Stun-

Walter Roths: Aus verschiedener Herren Länder.

den von einem Ende der Millionenstadt zu dem anderen gelangen kann. Vierhundert Geburten und 380 Sterbefälle zählt man im Durchschnitt täglich. Verhältnismäßig enorm ist denn auch die Zahl der Kirchen, Wirtshäuser und Theater. Jedenfalls ist es für die Engländer charakteristisch, daß von den ca. 500 Theatern Londons mehr als 450 sich ausschließlich mit Operetten, Possen oder Variete-Vorstellungen befassen. Die Tatsache z. B., daß in der großen britischen Weltstadt während des ganzen Winters meist nur ein einziges Drama Shakespeares, des größten Briten, zur Aufführung gelangt, läßt doch fast darauf schließen, daß die Engländer, was Kunstverständnis anbetrifft, auf gerade keinem hohen Niveau stehen. Daß ein deutsches Theater sich in London etabliert hat und Vorstellungen gibt, sei an dieser Stelle erwähnt; z. B. wurde „Eva“, von Voß, daselbst aufgeführt.

Was den Deutschen angenehm berühren muß, das ist der freiheitliche Zug, der in England weht; man braucht sich nicht an- und nicht abzumelden, keine endlosen Fragebogen auszufüllen und auf dem Polizeibureau abzugeben; jeder hält feil auf den Straßen, wo und was er will. Doch haben die Engländer dafür, daß man nicht in Versuchung kommt, sie in jeder Beziehung für freidenkend und tolerant zu halten, durch ihr Benehmen gesorgt, was sie in der Zeit meiner Anwesenheit den in London lebenden Deutschen gegenüber an den Tag gelegt haben. Ich will nicht davon sprechen, daß infolge der politischen Mißstimmung

zwischen den beiden Nationen der Pöbel im Ostende Londons deutsche Magazine stürmte und nach den Fenstern der Häuser, in welchen Deutsche wohnten, mit Steinen warf; aber, wie soll man das nennen, wenn größere englische Firmen „aus Patriotismus“ ihre Beziehungen mit Deutschland abbrechen, wenn sog. feine Damen in Geschäften und Läden von „diesen“ Deutschen nichts mehr kaufen wollten? — Diese Handlungsweise ist sicherlich nicht würdig einer Nation, die mit ihren freiheitlichen Gesinnungen und Gesetzen prahlen zu dürfen glaubt.

Wenn irgend etwas in England blüht, wie vielleicht sonst nirgends mehr in Europa, so ist es das Reklamewesen. Daß ziemlich jedes Geschäft in London das „reellste“, jeder Laden der „billigste“ ist, daß jede Londoner Zeitung die „größte Abonnentenzahl“, ausgedehnteste Berichterstattung und weiteste Verbreitung hat, sei den Londonern noch verziehen, an einer Stelle hat dieser Reklame-Unfug aber auch um sich gegriffen, wo er gewiß nicht hingehört, das ist an den Kirchentüren und Wänden der Bethäuser. Die religiösen Sekten in England, deren Zahl während zwölf Monaten von 270 auf 295 gestiegen ist, suchen auf alle mögliche Weise das Volk an sich heranzuziehen. Hier will ein Baptistenprediger über „Homo rulo“ und die Krisis „predigen“; dort ist an einer Methodistenkapelle angekündigt, daß eine „berühmte Sängerin“ mitwirken werde, während ein dritter Prediger sich gar Musikanten mietet, mit diesen durch die Straßen

zieht und so „Gläubige“ herbeilockt. Die „Erbauungen“ der sog. „Heilsarmee“, die übrigens sonst viel Gutes wirkt, auf offener Straße sind zu bekannt, als daß hier von diesen Ruhestörungen Notiz genommen werden müßte. Da sticht die römisch-katholische Kirche, die übrigens in letzter Zeit in England bedeutend an Einfluß gewinnt, in ihrer musterhaften Einheit und Disziplin denn doch für den Unparteiischen diesem Sektengewimmel gegenüber vorteilhaft ab, zumal die innere Zersetzung und der Abfluß der anglikanischen Staatskirche täglich zunimmt. — —

Emil Zola, das „geniale französische Schwein,“ wie der Frankfurter Jordan den großen Schriftsteller kurz und bündig und vielleicht nicht ganz unzutreffend charakterisiert, schuf bekanntlich einen Roman-Zyklus: *Les trois villes*. Der Meister hat uns in dem letzten Teile seines Werkes das Geheimnis des Daseins und des täglichen Lebens höchster und niedrigster Klassen der menschlichen Gesellschaft erschlossen, er nimmt Paris zum Sujet, weil dies sein ständiger Wohnort ist, weil er in dem Herzen der Franzosen blättern kann wie in einem aufgeschlagenen Buch, weil ihm jeder Winkel, fast möchte ich sagen jedes *Boudoir* der französischen Hauptstadt persönlich bekannt ist, sonst dürfte die dritte Stadt zu Lourdes und Rom nicht Paris sondern nur London sein. Wer in beiden Städten gewesen ist, wer sie beide gründlich kennt, kann das ermessen. Ein Äquivalent z. B. für das Londoner ärmste Viertel *Whitechapel* bietet Paris denn doch nicht. Hier sind die

beiden Dinge, die den Menschen am ehesten seine Würde vergessen lassen, übergroßes Elend und tiefste sittliche Verkommenheit, in höchster Potenz vorhanden. Gewisse Gassen Whitechapels betritt niemand, auch kein Polizist, wenn er lebendig wieder herauskommen will. Mehr als 40 Prozent sämtlicher Kinder in Whitechapel kommen in einem krankhaften, ja syphilitischen Zustand zur Welt. —

Wenden wir uns nun für einen Augenblick einem anderen Viertel Londons zu, Hydepark und Kensington Gardens. Auch hier herrscht Londoner Leben, natürlich in einem anderen Sinne wie in Whitechapel. Unweit ist das Schloß der Königin. Ein Palast steht hier neben dem anderen, einer ist prächtiger als der andere. Lakaien im goldgeränderten bunten Frack gleiten über die Marmorstufen. In den prächtigen Räumen glänzt alles von Gold, Silber und Elfenbein. Oft werden hier an einem Tage tausende Pfund Sterling für Diners und andere Festlichkeiten gespendet. Die meisten dieser Paläste haben prachtvolle Bildergalerien mit Originalen von Murillo, Rubens, ja Raffael, die allein einen Wert von Hunderttausenden repräsentieren. Das ist das Viertel der englischen Herzöge und der reichen Lords. Auch hier hätte ein Emil Zola recht viel gefunden, was er für den 3. Teil seiner Trilogie: *Les trois villes* sehr gut verwerten könnte.

# W o n L o n d o n s K i r c h e n

In Englands Hauptstadt zählen die Gottesdienstlokale ca. 1500. Man darf nun aber für das Wort „Gottesdienstlokal“ nicht ohne weiteres den Ausdruck „Kirche“ setzen, denn für sehr viele der zahlreichen Sekten besteht die „geweihte Stätte“ in einem mehr oder minder geräumigen Saal mit etlichen Stühlen. Wohl haben die Baptisten in ihrem „Metropolitan-Tabernakel“ eine riesige Halle für ihre Gebetsversammlungen, und die Wesleyanischen Methodisten haben jüngst das größte Variete-Theater Londons, das „Royal Aquarium“, angekauft, um es aus einer Stätte trivialer Belustigung in eine „Kirche“ zu verwandeln, jedoch kann man eigentlich nur bei den Gotteshäusern der Anglikaner und Katholiken von wirklichen Kirchen reden. Die ersteren haben ca. 500, die letzteren ca. 200 geweihte Orte in Englands Hauptstadt zu ihrer Verfügung, wenn man katholischerseits die oft recht stattlichen Kapellen der namentlich seit der französischen Evafion schnell anwachsenden Klofterniederlassungen mit einbegreift.

Die zurzeit größten Kirchen Londons sind die anglikanische **Sankt Pauls-Kathedrale** und die katholische **Westminster-Kathedrale**. Die erstere wurde 1675—1710 gebaut und hat die Form eines lateinischen Kreuzes. Sie ist eine Imitation der **Sankt Peterskirche** in Rom in kleineren Verhältnissen. Immerhin wirkt das Innere von **Sankt Paul** durch die Größe der Dimensionen, ist aber schmucklos und dunkel: man fühlt sich mehr in einer großen Halle, als in einer Kirche. Die zahlreichen Denkmäler berühmter Engländer in „**Sankt Paul**“, meist **Kriegs- und Seehelden**, haben keinen künstlerischen Wert, während sich etliche — worauf sogar das **Reisehandbuch** von **Bädeker** aufmerksam macht — durch **Geschmacklosigkeit** geradezu auszeichnen. Es sei mir deshalb geschenkt, sie im einzelnen hier anzuführen. Doch sei das **Kolossaldenkmal** des **Herzogs von Wellington** hervorgehoben. Man sieht die auf hohem **Sarkophage** liegende **Bronzefigur** des **Herzogs** unter einem von zwölf **korinthischen Säulen** getragenen **Marmorbaldachin**, oben eine **allegorische Kolossalgruppe**: die **Tapferkeit** die **Feigheit** niedertretend. Ferner sei das **Monument** des **Admirals Nelson** genannt mit **allegorischen Figuren** der **Ost- und Nordsee**, des **Nils** und des **Mittelmeeres**, unten rechts ruht der **britische Löwe**, links zeigt **Britannia** jungen **Seeleuten** den **Helden** zur **Nacheiferung**. Durch **Statuen** in „**Sankt Paul**“ verewigt sind noch folgende bedeutende Engländer: **Sir Joshua Reynolds**, der **englische Maler**,

Dr. Samuel Johnson, der Gelehrte, J. M. W. Turner, der Landschaftsmaler. Das Innere der großen Kuppel sowie der Chor der Kirche sind mit Malerei und Glasmosaikfenstern ausgefüllt. Der Altarschrein, eine gute Marmorarbeit im italienischen Renaissance-Stil mit Skulpturen, ist der einzige Altar in der ganzen großen Kathedrale, wenn man von dem unscheinbaren in der Apsis abieht, der eine Kopie des „ungläubigen Thomas“ von Gima da Conegliano enthält.

Einen ungleich weihvolleren und erhabeneren Eindruck als die im großen und ganzen doch kahl, finster und ungemütlich erscheinende St. Pauls-Kathedrale macht die ehrwürdige Westminster-Abtei, einst die Stätte jahrhundertelangen, segensreichen Wirkens der Benediktinermönche, die dann die „Reformation“ vertrieb. Im Jahre 616 wurde ihr Grundstein gelegt, 915 erhielt sie die Form, die sie jetzt noch hat: ein gotischer, erhabener Bau in lateinischer Kreuzesform. Die Reihe von Denkmälern berühmter Männer, die sie schmückt, macht sie zu einem Nationalheiligtum Englands. Admiräle, Generäle, Peers und Diplomaten fanden hier in Stein und Schrift die Anerkennung ihres Wirkens. Und zum Teil welche prachtvollen Monumente! Da fällt uns das Denkmal des Staatsmanns James Foy in die Augen. Die Gestalt des Sterbenden liegt auf einem Ruhebett in den Armen der Freiheit; zu seinen Füßen kniet der Friede mit dem Delzweig und ein Negerslave. Dort steht das Monument des Kapitän Cornwall: am Fuße einer Pyramide von



London: Sankt Pauls-Kathedrale.



gelbem sizilianischem Marmor ist eine Grotte in weißem Marmor angebracht mit dem Relief der Seeschlacht bei Toulon, in welcher Cornwall fiel. Hier liegt Major Andre im Sarkophag mit trauernder Britannia; nahe dabei stehen die Standbilder von Kapitän Montagu, den eine Siegesgöttin krönt, von William Pitt, Lord Holland und anderen. Von den Vertretern der schönen Künste, die hier verewigt sind, sei Shakespeares, des größten Briten, Grab genannt. Der Dichter stützt sich mit dem rechten Arm auf seine Werke, die Linke hält ein Blatt mit den Titeln seiner Hauptdramen, am Sockel sind die Masken Elisabeths, Heinrichs V. und Richards III. angebracht. Das Grab von Charles Dickens ist einfach und ohne Monument. Die Zahl der englischen Dichter und Schriftsteller, deren man in der Abtei gedacht hat, mag an fünfzig betragen, wenn auch nur die wenigsten davon weiteren Kreisen bekannt sind. Der größte englische Musiker, dessen Denkmal in der „Abbey“ steht, ist eigentlich ein „guter Deutscher“, nämlich Gottfried Friedrich Händel, die „Säule der Oratorienwelt“. Der Komponist Blow und selbst der Operettenschreiber Balfe sind hier durch Gedenktafeln und Medaillonporträt verewigt. Im allgemeinen zwar flücht die Nachwelt dem Nimen keine Kränze, dem Schauspieler David Garrick und der Sängerin Jenny Lind wurde aber doch in der Abtei zu dauernder Anerkennung verholfen. Englische Koryphäen der Wissenschaft fanden mit Recht ihre Ruhestätte in Englands größter Benediktiner-Kirche. Mächtig und imposant ist

das Denkmal des großen Mathematikers Sir Izaak Newton. Auf einem schwarzen Sarkophag ruht die halbliegende Figur Newtons, neben der zwei kleine Genien eine Rolle entfalten; unten ein Marmorrelief, bezugnehmend auf die verschiedenartige gelehrte Tätigkeit des Verstorbenen, oben die allegorische Figur der Astronomie auf einer Weltkugel. Wenige Schritte von dem herrlichen Denkmal Newtons liegen unter dem Boden — nur durch eine Platte mit Geburts- und Todestag bezeichnet — Charles Darwin, der Naturforscher, und John Herschel, der Astronom. Lord Macaulay, der berühmte Geschichtsforscher, J. E. Grabe, der Orientalist, J. Barrow, der Gelehrte, sind weitere Denker, deren Sterbliches bei den Benediktinern ruht. Ein großes Kontingent der Toten zu Westminster stellen die Theologen. Da ruhen die Aebte und Mönche der ehemaligen Abtei, die Kirchenfürsten der früheren Jahrhunderte. Nachdem dann im 16. Jahrhundert Heinrich VIII. die Benediktiner vertrieben hatte, füllten die anglikanischen Bischöfe und Dekane die Gräber der Abteikirche und heute haben diese allein das Privileg, dort beigesetzt zu werden. Vielleicht gedachte man dadurch den katholischen Charakter der „Abbey“ in etwa zu verwischen. Vergebliche Mühe! Kennt sie doch selbst in London kaum jemand unter ihrem jetzigen Namen: Kollegiatkirche von Sankt Peter; sie ist und bleibt für die ganze weite Welt: die ehrwürdige Westminster-Abtei der Benediktiner.

Bevor wir die Abtei verlassen, gilt es noch dem Kapellenkranz um den Chor mit den Königsgräbern einen Besuch abzustatten. Ein gut Stück englischer Geschichte tritt hier gleichsam dem Beschauer vor Augen, meist hinweisend auf eine traurige Vergangenheit. Hervorragend ist die Kapelle Heinrichs VII. mit dem Doppelsarkophag dieses Königs und seiner Gemahlin. Im rechten resp. linken Seitenschiff dieser Kapelle ruhen Maria Stuart resp. deren Mörderin Elisabeth. In den anderen Kapellen ruhen weitere englische Königsfamilien, Glieder der Häuser Lancaster und York („rote und weiße Rose“). In der Kapelle des heiligen Eduard des Bekenners liegen neben diesem heiligmäßigen Monarchen unter anderen: Heinrich III., Heinrich V., Eduard I., Eduard III. und Richard II. Die Monumente sind durchweg sehr prächtig und zum Teil wirklich kunstvoll gearbeitet. — Während ich so an den Katafalken englischer Könige stand, „als dächt' ich vergangener Zeiten“, phantasierte die Orgel leise, die Sonnenstrahlen brachen sich in den bunten Fensterscheiben, und in mystisches Dunkel war die Kirche eingehüllt. Man vermisse nur die Benediktiner, die einst das Gotteshaus mit feierlichem Leben füllten. Ob die Zeit kommen wird, in der sie in ihr Eigentum zurückkehren dürfen?

\* \* \*

Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß, ganz abgesehen von der neuen riesigen, im Inneren noch

nicht völlig ausgeschmückten katholischen Westminster-Kathedrale, die drittsehenswerteste und bekannteste Kirche Londons bereits eine römisch-katholische ist, die Kirche der von dem heiligen Philippus Neri gegründeten Kongregation der Oratorianer, von den Londonern kurzweg the Oratory genannt. Sie ist nach der Pauls-Kathedrale, der Westminster-Abtei und der Westminster-Kathedrale die größte Kirche Londons; an Kostbarkeit und Wert des Materials der Inneneinrichtung aber steht sie an erster Stelle. Erst 1884 wurde sie durch den damaligen Cardinal Manning eingeweiht. Da diese kostbarste aller katholischen Kirchen Englands wohl in weiteren Kreisen noch nicht bekannt ist, so mag hier die, soviel ich weiß überhaupt erste, deutsche eingehende Beschreibung derselben folgen.

Die Kirche ist nach dem Vorbild der Oratorianer-Mutterkirche in Rom „San Filippo Neri“ im italienischen Renaissance-Stil erbaut. Das Innere ist bemerkenswert wegen seiner hohen Marmorsäulen und seiner massivgewölbten, mit Gold und Mosaik verzierten Decke. Außerst prachtvoll sind die elf Kapellen. Links von den Eingangstoren ist die Herz-Jesu-Kapelle. Der Altar ist nach dem Modell jenes in der Capella della Scuola di San Giovanni in Venedig angefertigt. Der Altar ist aus sienesischem und afrikanischem, rotem und weißem Marmor zusammengesetzt. Die vier Säulen um den Altar sind von weißem, sizilianischem Marmor, verziert mit Guirlanden von rotem Languedoc und geschnitzten Arabesken. Die drei

Nischen sind verziert mit grünem Kampam; die Schalen sind von Siena-Marmor und Grotter Kies. Die Herz-Jesu-Statue ist aus Carrara-Marmor. Zu beiden Seiten des Altars sind echte Gemälde der Venezianerschule: „Beschneidung“ und „Darstellung im Tempel“. — An die Herz-Jesu-Kapelle schließt sich die „Sankt Josephs-Kapelle“, die größte der Seitenkapellen. Der Altar besteht hauptsächlich aus Derbyshire-Malabaster. Die Sankt Josephs-Statue ist aus weißem Marmor von einem belgischen Künstler geschaffen. Die Gemälde an der Seite stellen die Heiligen Philippus Neri und Katharina Ricci dar. — Dann folgt die „Kapelle der sieben Schmerzen Mariä“. Der Altar ist von schwarzem und weißem Marmor. Das Altarbild stellt die mater dolorosa dar, deren Herz sieben Schwerter durchdringen. Nahebei hängt eine Kopie der „Grablegung“ von Francia aus der Bologneser Schule. An jeder Seite des Altars: „Engel des Leidens“ aus Mosaik gearbeitet nach Luini. An der Nordseite: ein „Sankt Sebastian“, Original von Caracci.

Im westlichen Querschiff: der Altar des heiligen Philippus Neri, des Patrons der Kirche. Der Altar ist aus italienischen und anderen Marmorarten zusammengesetzt. Die oberen Platten sind von Brocatello mit eingefügtem griechischem, grünem und schwarzem Marmor. Ueber dem Altar: eine Ballustrade von Poanozzo-Marmor auf einem Grunde von rosso antico. Um den Altar: vier Säulen von Languedok. Am Fuße des Altars: ein Hochrelief, die letzten Augen-

blicke des heiligen Philippus darstellend. Der Superior und seine Ordensbrüder sind kniend um ihn versammelt. Vor dem Altar hängen fünf schwere Silberlampen. Das Bild über dem Altar ist eine Kopie des Sanct Philipp von Guido Reni. Eine silberne Büste des heiligen Philipp enthält Reliquien von diesem Heiligen, die jeden Dienstag zur Verehrung ausgesetzt werden. Links und rechts vom Altar: „Sanct Matthäus“ und „Sanct Johannes“, Originale von Guercino. Auf der Nordseite des Querschiffs enthält ein Altar von Languedoc- und Siena-Marmor ein Porträt des seligen Sebastian Balfre; nahebei ein Porträt des seligen Arztes Juvenal Ancina. Beide Selige gehörten der Oratorianer-Kongregation an.

Wir kommen jetzt zu dem prächtigen Chore mit dem Hochaltar. Der Chor ist 50 Fuß breit und 75 Fuß lang. Der Boden ist zusammengesetzt aus eingelegtem Zimmertulpen- und Birnholz, Mahagoni-, Wallnuß- und Eichenholz. Die Chorstühle sind reich geschnitzt in italienischem Wallnußholz mit eingelegtem Elfenbein. Der marmorne Hochaltar mit Reliefsstatuen aus Jaspis und Onyx ist von einem vergoldeten Baldachin überwölbt. Das große Hochaltarbild stellt Sanct Philipp, die heilige Jungfrau und den ewigen Vater dar und ist gemalt von einem Priester des Oratory. Von derselben Hand sind zwei riesige Gemälde an den Seitenwänden des Chors, 13 Fuß breit und 22 Fuß hoch. Das eine stellt den Ponte S. Angelo in Rom dar mit Sanct Philipp und den Schülern des eng-

lischen Kollegs; die Figur in rot ist Kardinal Allen, der Gründer des Kollegs, im Hintergrund der Tower von London. Das andere Gemälde stellt eine Kapuzinervision dar, wie Sankt Philipp seine Schüler ins Paradies führt. Die Decke des Chors ist geschmückt mit vergoldeten Basreliefs auf blauem Grund. An den Seiten stehen je zwei marmorne Kolossalfiguren der vier Evangelisten. Im Vordergrunde des Chors stehen noch zwei siebenarmige Leuchter aus vergoldeter Bronze, dem jüdischen auf dem Triumphbogen des Titus zu Rom genau nachgebildet. Unweit vor dem Chore rechter Hand ist eine große Bronze-Statue des auf dem Throne sitzenden heiligen Petrus, ein getreuer Abguß des bekannten Monuments in „Sankt Peter“ zu Rom.

Dem Chore entsprechend befindet sich auf der linken Seite die Sakristei, rechts die große „Sankt Wilfrieds-Kapelle“. Die Säulen und Pfeiler dieser Kapelle sind von Devonshire-Marmor, an den Enden aber aus Carrara-Marmor auf einem Grunde von rotem Serpentin-Marmor. Die Altar-Statue Sankt Wilfrieds ist aus Terrakotta. Linker Hand liegt auf kostbarem erhöhten Schrein, aus weißem Marmor gearbeitet, die Hände gefalten, das Gesicht dem Boden zugekehrt, die heilige Cäcilie, eine getreue Kopie von Carlo Madernas Kunstwerk in „Santa Cecilia“ zu Rom. Das Gemälde über dem Schrein ist eine vortreffliche Nachbildung von Raffaels berühmter heiliger Cäcilia in der Galerie zu Bologna. Oberhalb des Gemäldes sind

dann noch al fresco musizierende Engel mit den verschiedensten Instrumenten gemalt. An der Wand gegenüber ist in großer prächtiger Goldumrahmung eine Kopie des Bildes „Maria vom guten Räte“ aus Gennazana bei Rom. An weiteren Gemälden in der Sankt Wilfrieds-Kapelle, alles Kopien italienischer Meisterwerke, seien noch genannt: „Sankt Wilfried“, „Sankt Augustin“, „Tod des seligen Beda“, „Ermordung Sankt Petrus des Martyrers“, „Sankt Eduardus Wohlthaten spendend“ und „Sankt Albanus“.

Im östlichen Querschiff steht der großartige Muttergottesaltar, der ehemals die Dominikanerkirche zu Brescia schmückte und im 17. Jahrhundert von Sandrino und den Gebrüdern Corporelli angefertigt wurde. Er besteht aus den feinsten italienischen Marmorarten und in Gold, Lapislazuli, Felskristall, Perlmutter, Amethyst und roten Cornelien sind Rosen, Lilien, Blätter, Vögel, Insekten, Vasen in endloser Varietät eingraviert. Marmor-Engel umschweben den Altar und fünfzehn lebensgroße Dominikaner-Heilige aus Carrara-Marmor umgeben ihn des weiteren. Die Madonnenstatue des Altars besteht aus Eisenbein und ist mit Gold und Lapislazuli reich geschmückt. Der Altar, der einen Wert von einer halben Million Mark repräsentiert und zu den kostbarsten der katholischen Welt gehört, ist eine Stiftung des um die katholische Sache in England so hochverdienten Herzogs von Norfolk. — In der anstoßenden Kapelle befindet sich der Kalvarienberg mit den drei Kreuzen, Christus zwi-



London: Westminster-Abtei.



sehen den beiden Schächern, sowie mit einer Pieta, dem toten Heiland auf dem Schoße der trauernden Mutter. — In der nachfolgenden, der Büßerin Maria Magdalena geweihten Kapelle ist der Altar aus Devonshire-Marmor mit Säulen aus Devonshire-Mabaster. Das Altarbild stellt die heilige Büßerin dar. An jeder Seite des Altars ist aus venezianischen Mosaiken kunstvoll zusammengesetzt: „Maria Magdalena salbt die Füße des Herrn“ und „Der Herr erscheint der Heiligen nach seiner Auferstehung“. Von den Gemälden, die das rechte Seitenschiff schmücken, seien nur hervorgehoben aus dieser Kapelle ein Original von Cima da Conegliano: „Die Kreuztragung“ und aus der vorigen eine alte spanische Originalarbeit: „Der stigmatisierte heilige Franz“. Die nächste Kapelle, äußerst reich an Marmor, Gold und Farbenpracht, ist die Sankt Patriks-Kapelle. Der Altar stammt aus Neapel und besteht aus sizilianischem fleur de pêche und Siena-Marmor. Das Altarbild zeigt den irischen Nationalheiligen. Auch der Boden dieser Kapelle ist marmoriert. Anschließend sich endlich noch die Taufkapelle mit Taufstein und einer Kopie nach Murillo: „Das Jesuskind und der Johannesknabe“. — Vierzig lebensgroße weiße Marmorstatuen von Heiligen füllen die Nischen der Marmor-Pfeiler und zieren die Säulen des Hauptschiffs und der Nebenschiffe. Zwanzig Beichtstühle und die Kanzel sind aus Wallnuß- und Eichenholz geschnitzt.

Walter Rothes: Aus verschiedener Herren Länder.

„Es wird der Blick wohl trunken mir vom Schauen“,  
wird jeder nach Besichtigung dieser Kirche gestehen.  
Und doch ist eine noch weit größere — und wenn mög-  
lich — noch erhabener katholische Kirche in London  
durch Kardinal Vaughan feierlich eingeweiht worden,  
die Metropolitankirche des katholischen Primas von  
England, des Erzbischofs von Westminster, die West-  
minster = Kathedrale. Dieser Dom, 350 Fuß  
lang und 156 Fuß breit, hat das größte kirchliche  
Längsschiff von ganz England und gehört zu den ge-  
waltigsten Kathedralen der Erde. Das gigantische  
Innere würdig und glänzend zu schmücken, ist Pflicht  
und Sorge der jetzigen und künftigen Generationen.

# Albion und die schönen Künste

England ist in erster Linie ein Geschäftsland, sein Hauptinteresse ist das Handelsinteresse, alles andere kommt erst in zweiter Linie. Kein Zweifel: England hat seine Verdienste um die Künste, es hat einen Shakespeare, einen Lord Byron geboren; die Westminster-Abtei, das Münster zu York, die Kathedrale in Canterbury sind weltbekannte Pierden der Architektur; aber das bedeutet Alles: Kunstblüthen einer vergangenen Zeit, die in ihrem Werte bis in die Gegenwart hineindauern, dieselbe sicherlich überdauern werden. Wie verhält sich das heutige England der Kunst gegenüber in produktiver Hinsicht, und mit welchem Interesse nimmt es fertige Kunstwerke auf? — Halten wir uns bei Beantwortung dieser Frage zunächst an die drei Schwesterkünste: Malerei, Architektur und Plastik. Kann denn die neuere englische Schule in der Malerei mit den bestehenden beiden deutschen Richtungen, mit den Italienern, mit den Spaniern und Franzosen in ernstere Konkurrenz treten? Doch wohl nur in seltenen Fällen; Turner, Landseer, Macclise haben un-

streitig Verdienste um die Malkunst; aber das sind Ausnahmen. Die Richtung der sog. Präraffaeliten, gegründet von Dante Gabriel Rossetti (1828—1882), dürfte doch wohl kaum ein Fortschritt in der Malerei genannt werden. Was die Architektur angeht, so dürfte wohl kaum in ganz England ein Gebäude zu finden sein, das in unserm oder im vorigen Jahrhundert gebaut wäre und ein hervorragendes architektonisches Werk genannt werden könnte. Die St. Pauls-Kathedrale ist sehr groß und eine Imitation der Peters-Kirche in Rom, die Westminster-Kathedrale ein Riesenbau im romanisch-byzantinischen Stil. Das ist denn auch alles. Gewiß, es gibt viele prächtige Schlösser, Rathäuser und ehrwürdige Kathedralen aus alter Zeit; in den letzteren ist aber auch z. B. manchmal gerade das für den Kunsthistoriker Wertvollste puritanischen Gelüsten zum Opfer gefallen. — Die Plastik ist nun mehr oder weniger gar — um mich einmal recht derb auszudrücken — unter aller Kritik. Man gehe einmal — wir sprachen schon davon, — in die Westminster-Abtei und in die St. Pauls-Kathedrale mit ihren zahlreichen Statuen und Monumenten. Welche groben Verstöße im proportionalen Körperbau! Man merkt, wie wenig bekannt diese Bildhauer mit Anatomie sind. Die allegorischen und szenischen Gruppen bei zahlreichen Monumenten zeichnen sich durch Geschmacklosigkeit geradezu aus. Sicherlich sind die Monumente aus den früheren Jahrhunderten in der Westminster-Abtei,

z. B. die Königsgräber, ganz entschieden die wertvollsten.

Wie steht's nun um das Kunstinteresse des Engländer's im Durchschnitt? Das ist über allen Zweifel erhaben: wenn wir ihm in Deutschland am Rhein, in den oberbayerischen Bergen oder auch in Museen großer Städte begegnen, so ist er mit Bädeler und Opernglas so eng verbunden wie der katholische Priester mit seinem Brevier, wie Parsifal mit Bayreuth. In England selbst bekommt man aber einen anderen Eindruck von ihm. London hat große und wertvolle Museen, das Britische und das South-Kensington-Museum verfügen über wertvolle Sammlungen, interessante Altertümer. Die Nationalgalerie hat 7 Originale von Raffael. Die Italiener sind recht gut vertreten, die Niederländer, Deutschen, Spanier und Franzosen spärlicher. Die englischen Maler sind, was Quantität, aber nicht was Qualität angeht, die ersten. Wer stellt nun das Hauptkontingent beim Besuche dieser Museen? Kaum die Engländer, meistens sieht man Ausländer dort, recht viele Deutsche. Gegen 90 Prozent der Londoner Bevölkerung denken sicher nicht daran, einmal ein Museum zu besuchen. Merkwürdig ist auch, daß z. B. die englischen Räume der Nationalgalerie weit mehr von Engländern besucht werden als die ausländischen, den Raum der umbrischen Schule mit den Originalen Raffaels nicht ausgeschlossen. Das ist denn doch eine eigentümliche Befundung von Patriotismus. Uebrigens soll nicht verschwiegen werden, daß die rei-

chen englischen Herzoge und Lords z. T. wertvolle Privatgalerien besitzen mit interessanten Originalen meistens italienischer und spanischer Meister. Es wäre unrecht, wollte man diesen Herren ein großes Kunstinteresse und Kunstverständnis absprechen. Ihnen ist auch hauptsächlich das Zustandekommen einer Ausstellung spanischer Kunst in London zu verdanken. Aus allen Ländern wurden spanische Kunstwerke dorthin gesandt. Murillo war mit 50, Velasquez mit 40 seiner Meisterwerke vertreten. Die Protektion der Ausstellung hatte die Königin-Regentin von Spanien übernommen. Im Komitee finden wir viele erlauchte Namen, meistens spanische und englische Herzoge: den spanischen Gesandten, die Herzoge von Alba, Wellington und Norfolk, den Kardinal-Erzbischof von Westminster usw.

Es erübrigt uns nun noch einiges darüber zu sagen, in welchem Grade Musik und Poesie in England, besonders in London gepflegt werden. Um gleich einen richtigen Eindruck von der „Situation“ zu geben, erwähnen wir noch einmal, daß von den ca. 500 größeren und kleineren Theatern und sog. Musikhallen in London an 460 ausschließlich dem „allerleichtesten Genre“, Operetten, Possen und Variete-Vorstellungen huldigen. Mit größeren Opern befassen sich nur die Coventgarden-Opera und das Daly-Theater. In diesen ist dann das Ereignis der Saison hauptsächlich die Aufführung der Wagner'schen Musikdramen in englischer Uebersetzung. Mögen nun Soli,

Chor und Orchester noch so gut sein, die Aufführungen haben doch kaum den Intentionen Wagners in allen Punkten entsprochen. Zunächst: Dekorationen und Kostüme waren — auch in Coventgarden — sehr mittelmäßig, und bei Wagner ist das nicht gleichgültig. Die englische Uebersetzung beeinträchtigt auch den Genuß des Ganzen sehr. Von den Künstlern vermögen sich nur wenige in den geistigen Inhalt der Wagner'schen Dramen zu vertiefen. Das ist kein Zweifel: wenn die Engländer sich von einer guten deutschen Truppe die Werke Richard Wagners in deutscher Sprache vorführen lassen, werden sie trotz des Sprachunterschiedes zu einem ungleich höheren Genuße und größeren Verständnisse dessen gelangen, was Wagner gewollt hat. — Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf einige englische Theater-Unarten aufmerksam machen. Die Duvertüre scheint eigentlich nur dafür da zu sein, um das Theater zu füllen. Die Damen lieben es, in rauschenden Toiletten, z. B. unter den Klängen der Tannhäuser-Duvertüre, möglichst geräuschvoll einzutreten. Die Beifallsbezeugungen auf offener Szene und dieses Danken und gar Hutabnehmen der Künstler inmitten des Aktes sind mehr als störend. Das Tollste — ich habe keinen anderen Ausdruck dafür — ist mir neulich in einer Vorstellung von Gounods „Faust“ im Daly-Theater begegnet. Valentin spielt und singt seine Sterbeszene wunderschön und stirbt dann „als Soldat und brav“. Rauschender Beifall erhebt sich. Nun kommt das Ungeheure: Neues Leben blüht aus den Ruinen

Valentins; er steht auf, verneigt sich nach allen Seiten hin und — stirbt da capo! Wie soll man das nennen? Um nun von Wagner auf den anderen großen Dramatiker Shakespeare zu kommen, so bewahrheitet sich an diesem wieder das alte Sprichwort, daß Propheten im eigenen Vaterland in der Regel verkannt werden, oder sieht die Tatsache nicht einer Verkennung Shakespeare's gleich, daß während eines ganzen Winters in London nur ein einziges Drama des größten Briten zur Aufführung gelangt ist? Romeo und Julie — das war das auserwählte Drama — wurde im Lyceum-Theater allerdings in musterhafter Weise gegeben und erlebte 100 Wiederholungen. — Von den übrigen Dramen, die zu meiner Zeit in London zur Aufführung gelangten und zahllose Wiederholungen erfuhren, seien „Trilby“ im Haymarket-Theater und Varetts „Zeichen des Kreuzes“ noch erwähnt; ersteres ist ein aufregendes Drama in der Art von Ibsen und Boß, letzteres erinnert lebhaft an Felix Dahms „Kampf um Rom“. — Nun einmal ein uneingeschränktes Lob für die Kunst in London: man kann in London nicht nur viel, sondern auch gute Musik hören. Welcher bedeutende europäische Künstler spräche denn nicht einmal in der Millionenstadt vor! In einem Winter hatten wir hier zu hören an Gesangssternen: Adelina Patti, die sich an einem Abend 500 Pfund Sterling gleich 10 000 *fl.* ersang, Madame Albani usw.; an Pianisten: Paderewsky, Eugen d'Albert, Madame Careno, die *ff.* Siloti, Rosenthal und Reizenauer; an

Violinspielern von Ruf: Joachim und Sarasate, Billy  
 Burmester, die Damen Halle, Frida Scotta und Irma  
 Sethe; an Cellisten: Popper und Hollman usw. Das  
 Londoner Symphonie-Orchester gab u. a. sämtliche  
 Symphonien Beethovens und an des Meisters Ge-  
 burtstag die missa solemnis. Die kgl. Choral-Gesell-  
 schaft und der „Queens-Hall-Chor“ geben Oratorien,  
 Messias, Judas Maccabäus usw., oft mit einem Chor  
 von 1000 Stimmen. Die sog. Samstags- und Mon-  
 tags-Populärkonzerte bieten billig Kammermusik un-  
 ter Mitwirkung hervorragender Künstler. Schließlich  
 sei die italienische Kirche erwähnt, in welcher der  
 Italienische Opernchor und das Orchester von Covent-  
 garden Sonntags musikalische Messen geben, vielfach  
 Beethoven (C-dur), Mozart und Haydn, Abends häu-  
 fig Rossini's „Stabat mater“. — Der Musik wird also  
 doch in England, d. h. eigentlich nur in London, be-  
 deutender Tribut gezollt, wenn auch Ausführende  
 und Komponisten in den seltensten Fällen Engländer  
 sind. — Auf den „Kunstzweig“, der in England tat-  
 sächlich mehr gepflegt wird als in irgend einem an-  
 deren Lande: das sind alle die verschiedenen, feenhaft  
 ausgestatteten Weihnachtspantomimen mit den pom-  
 pösen Balletts und köstlichen Harlequinaden, den Cou-  
 plets und Tararaboomdeays, sei zum Schlusse hinge-  
 wiesen. Jedenfalls denken die englischen Theater-  
 direktoren, daß zu den hervorragendsten Künstlern  
 unter allen Umständen die wirklich guten Clowns ge-  
 hören. Sie bezahlen diesen wenigstens die höchsten  
 Gagen. Chacun à son gout.

## Bilder aus dem Whitechapel

Charles Dickens, der große englische Schriftsteller, erzählt, daß er den besten Stoff für seine Romane im Londoner Whitechapel, dem ärmsten Viertel der Weltstadt, gefunden habe. Nun bin ich zwar weder ein Dickens, noch ein großer Romanschriftsteller, meine Besuche im Whitechapel boten mir aber doch so viel des Charakteristischen, daß es wohl der Mühe wert ist, das Erlebte aufzuzeichnen. — Den größten Prozentsatz der Whitechapel-Bevölkerung bilden die Juden; man nennt daher Whitechapel auch das englische Palästina. Die semitischen Typen dort sind zum Teil, namentlich die polnischen, sprechend interessant, durchaus nicht alle häßlich, viele mit fein geschnittenen und intelligenten Gesichtern. Man sagt, alles, was jüdisch ist, ginge arm ins Whitechapel und käme reich heraus. Das ist wohl nur eine scherzhafte Redensart, jedenfalls wäre es ein großes Unrecht, wollte man die Juden für alle die Schandtaten verantwortlich machen, die in Whitechapel geschehen. Nicht einmal den Engländern überhaupt darf man sie anrechnen. Whitechapel ist ein internatio-

nales Fleckchen Erde; man kann ja noch nicht einmal beweisen, daß der berühmte „Jack the ripper“ von englischer Geburt war. Tausende von Deutschen finden sich hier. In diesem Viertel sind zahlreiche deutsche Vereine und vier deutsche Kirchen, zwei protestantische, eine katholische und eine Synagoge. Abgesehen von den Deutschen sind ferner hier zahlreiche Polen, Russen, Italiener und Franzosen. Selbst Chinesen mit langen Zöpfen sind mir begegnet und eine Negerkolonie hat sich dort angesiedelt. Den beiden letzten Gattungen ist wohl am ehesten alles Mögliche zuzutrauen. Den ersten Neger, dem ich hier begegnete, werde ich wohl sobald nicht vergessen; ein in zerrissenen Lumpen gehüllter schwarzer Goliath, aus dessen aufgedunsenen Lippen die weißen Zähne hervorsahen; die Augen blickten unstät umher. Ich betrachtete mir den „Herrn“ von allen Seiten, bis er auf mich aufmerksam wurde, da ging ich weiter. In einigen Gassen Whitechapels fand ein Trödelmarkt statt. Was man da nicht alles sehen und kaufen konnte. Weiber, mit ihren Säuglingen an der Brust, boten alles Mögliche feil. Die aller pikantesten Photographien lagen zum Verkauf auf, Schriftchen mit dem Inhalte, wie man „liebt und heiratet“, wurden zu vertreiben gesucht und öffentlich erklärt; die meisten Zuhörer waren dann natürlich Kinder! — die Tausende kleiner Zeitungsverkäufer und Stiefelwischer findet man selbstverständlich auch im übrigen London; nicht einmal die zahllosen Frauenzimmer, die ungestraft ein ehrloses Handwerk treiben,

sind Whitechapel's Spezialität. — Ein sehr unerfreuliches Bild bietet die zuchtlose Jugend, die in diesem Viertel heranwächst. Ist es nicht überaus traurig, Zeuge sein zu müssen, wie Kinder, vom zartesten Alter an, zum Teil auf Anstiften ihrer Eltern, auf eine Weise zu Geld zu kommen suchen, die man nicht einmal andeuten darf? Man braucht nichts weniger als „klerikal“ zu sein, um dem englischen Kardinal darin Recht zu geben, daß die öffentlichen Schulen in England, an welchen jede religiöse Instruktion untersagt ist, den Ruin des Landes bedeuten. Doch dürfte wohl jeder Religionsunterricht vergeblich sein, wenn man die Kinder nicht ganz aus dieser Whitechapel-Atmosphäre, wo das böse Beispiel so mächtig wirkt, herausbringt. — Jüngst sehe ich am Spätnachmittag einen kleinen, notdürftig in Lumpen gehüllten Knaben, frierend und weinend in einer Ecke stehen. Ich erfahre bald von ihm, daß rohe Burschen ihn gewaltsam von zu Hause weggeschleppt haben, daß er ihnen fortgelaufen ist und sich hier vor ihnen versteckt hat. Da es nun gar ein kleiner Landsmann, Kind aus deutscher Arbeiterfamilie, war, lasse ich ihm zunächst eine heiße Tasse Tee und etwas Kuchen geben und führe es dann an der Hand nach seinem Hause. Doch ein Haus darf man es nicht nennen, eine kleine Hütte, und da ist ein dunstiger Raum Wohnort für eine ganze Familie, oft für mehrere. —

Charles Dickens sagt, das „Beste“ sähe man abends in den Kneipen; der große Britte verkleidete sich dann

selbst als Arbeiter und war dann mitten unter ihnen. Ganz so drastisch machte ich's nun nicht, zog mich aber doch eines Abends „so gewöhnlich wie möglich“ an, ließ alle Wertgegenstände zu Hause, seifte mich tüchtig mit Karbolseife ein, wie ich das immer tue, wenn ich von und nach Whitechapel gehe, und mietete mir einen Detektiv-Geheimpolizisten. Um diesem mein Vorhaben erklärlich zu machen, erzählte ich ihm, ich wäre ein „deutscher Schriftsteller“ und wolle „soziale Studien“ machen. Da ging dem Diener der Ordnung plötzlich ein Licht auf, er habe einmal von einem deutschen Schriftsteller, namens Goethe, gehört, ob ich der wäre?! Ich hielt an mich, um nicht herauszuplätzen und sagte: „Of course“ (selbstverständlich); er redete mich denn auch den ganzen Abend mit „Mister Goethe“ an. Ob mir das in meinem Leben wieder passieren wird!

Mein Führer führte mich durch dunkle Gassen zu einer Kneipe, dem „weißen Schwan“. Wir setzten uns unbemerkt in eine Ecke und ich bestellte zwei schottische Whiskies. Anfangs ging es ziemlich ruhig her, bis ein ellenlanger Arbeiter mit roten Haaren und rotem Bart eintrat; da wurde es denn interessant, es wurde an dem Tische, an welchem der Rote — mein Begleiter sagte, es wäre ein Schotte — Platz genommen hatte, eine lebhaftere Unterhaltung geführt, die bald in Schimpfen und Fluchen endigte. Verstehen konnte ich natürlich nichts; dieses Whitechapel-Englisch versteht ein Engländer kaum. Plötzlich sah ich, wie der Rote seinem Gegenüber, einem kurzen, strammen Schwarz-

ängigen, vermutlich einem Italiener, ins Gesicht bohrte, daß dessen Auge bald unförmlich anschwell. Der Mißhandelte setzte sich nieder, als wäre nichts geschehen. Ich wandte meine Aufmerksamkeit einem anderen Tische zu, wo ein Arbeiter und eine Dirne auf alle mögliche Art ihre gegenseitige Zuneigung sich kundgaben. Auf einmal hörte ich einen Schrei, ein blutgetränktes Messer fiel mir vor die Füße, dann huschte etwas zur Türe hinaus. Der Italiener hatte seine Rache genommen. Des langen Schotten Bluse färbte sich rot, er sank ohnmächtig nieder. Ich zupfte meinen Begleiter an dem Ärmel; dieser stellte erst die Personalien fest und folgte mir dann in die frische Nachtluft, hier konnte ich wieder frei atmen. Auf dem Wege hörte ich noch wiederholt wüstes Geschrei von den Kneipen her und an den Straßenecken. Auch lagen auf dem Wege, wohl infolge zu reichhaltigen Alkoholenusses, Individuen beiderlei Geschlechts. Das sei eine allnächtliche Erscheinung im Whitechapel, tröstete mich der Detektiv; er fragte dann, ob „Herr Goethe“ noch weiter „studieren“ wolle. „Herr Goethe“ hatte für eine Zeitlang genug vom Whitechapel und der geschätzte Leser wohl auch.

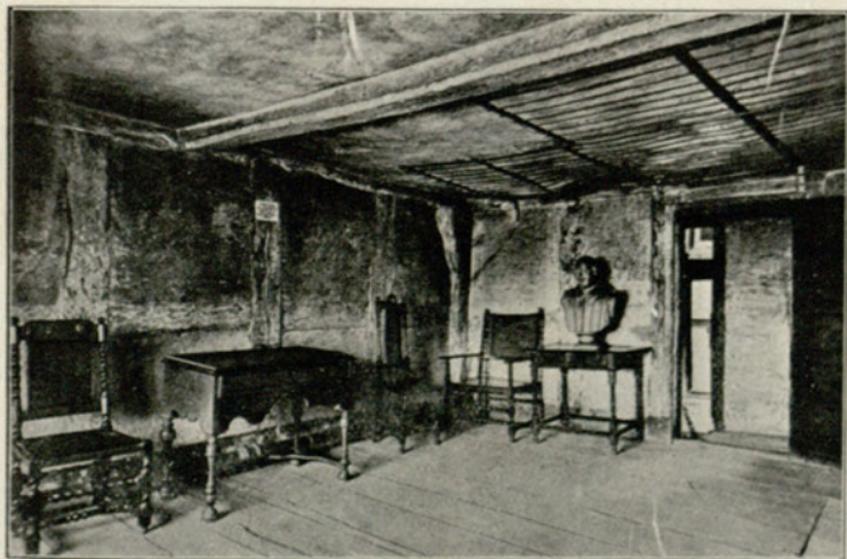
# Shakespeares Heimat

Ob sie wohl allen bekannt ist, die an dem Flusse Avon reizend gelegene kleine Stadt Stratford, welche die Wiege und das Grabmal des größten Dramatikers aller Zeiten und Nationen, William Shakespeare's birgt? Ich meine doch, die Stadt, in der ein solcher Genius das Licht der Welt erblickte, ein solcher Geist seine letzte Ruhestätte fand, sie sei ein Heiligtum für alle Nationen, ein geweihter Platz für jeden Fremden, der sie betritt. In der That zählt man jährlich 20 000 fromme Pilger, die zum Grabe Shakespeares wallen, von welcher Zahl die Amerikaner den vierten Teil stellen. Merkwürdiger Weise ziehen die beiden schottischen Wallfahrtsorte, Melrose, die Heimat Walter Scotts, und Ayr, der Geburtsort Burns, eine noch größere Anzahl Wanderer an als Stratford, Ayr sogar 30 000; nun das mag englisch-amerikanischer Geschmack sein; wir Deutschen wissen gewiß Scott und Burns zu schätzen, aber Shakespeare ist für uns denn doch auf jeden Fall der größte von diesen drei Heiligen.

Stratford selbst ist entschieden sich der Ehre bewußt, die es Shakespeare verdankt, sich der Pflicht bewußt, die es Shakespeare schuldet. Von den Denkmälern auf den öffentlichen Plätzen abgesehen, finden wir das Bildnis oder die Büste des großen Dichters an zahlreichen Privathäusern, der Bäcker nennt sein Etablissement Shakespeare-Bäckerei, der Schuhmacher tauscht sich um „Zum billigen Shakespeare“ usw. Im „Shakespeare-Hotel“, das mit Bildern, die den Meister oder eins seiner Werke berühren, reich ausgestattet ist, haben sogar die einzelnen Räume Namen von den Shakespeare'schen Dramen. Der Frühstückssaal heißt „Was Ihr wollt“, der Speisesaal „Wie es Euch gefällt“, im Konversationszimmer findet man sogar „Die lustigen Weiber von Windsor“ und als ich mich meinem Schlafzimmer näherte, glänzte mir von dorten die Aufschrift entgegen: „Romeo und Julie“. — So viel davon. Jedenfalls hat der Stratfordianer recht, der einem seiner Freunde schrieb: Wir müssen Herrn Shakespeare dafür sehr verbunden sein, daß er hier geboren wurde, denn ich weiß nicht, was aus unserem Städtchen ohne den geworden wäre. — Ueber Stratford schreiben heißt über Shakespeare schreiben; die Tage sind denn doch vorüber, an welchem es einem Dugdale möglich war, am Ende eines langen Artikels über Stratford am Avon kurz hinzuzufügen: Noch eines ist schließlich in betreff dieser alten Stadt bemerkbar, daß sie Geburt und Grab unserem famosen Dichter Shakespeare gab.



London: Westminster-Abtei, Inneres: Dichterecke.



Stratford am Avon:  
Shakespeares Haus: Geburtszimmer des Dichters.



Das Haus, welches in Stratford zunächst unser Interesse in Anspruch nimmt, ist das Geburtshaus des großen Dichters, Henley-Straße, dessen Inneres, so weit es vom Dichter und der Familie seines Vaters, eines biederen Kaufmannes, bewohnt wurde, mit peinlicher Sorgfalt in dem Zustande gehalten wird, in welchem es sich zu des Meisters Lebzeiten befand. Der Raum, in dem William geboren wurde, befindet sich auf dem zweiten Stock, liegt der Straße zu, ist klein und armfelig; wo ehemals des hilflosen Säuglings Wiege stand, prangt nun eine kunstvolle Büste des weltberühmten Dramatikers. Ehemals war dieser Raum anstelle eines Fremdenbuches mit den Namen unzähliger Waller beschrieben; in neuerer Zeit wurden diese jedoch ausgemeißelt, nur mit den Namen Walter Scotts, Lord Byrons, den Signaturen von Tackeray, Tennyson, Keane und Dickens machte man eine Ausnahme und ließ sie stehen. Ein anliegendes Schlafzimmer und die Küche sind ebenfalls noch ziemlich unverändert erhalten. Weitere Zimmer, die ehemaligen Geschäftsräume John Shakespeares, des Dichters Vaters, enthalten ein Shakespeare-Museum. Dieses enthält u. a. eine interessante Sammlung von Porträts und Manuskripten des großen Schriftstellers aus allen Perioden seines Lebens. Die ersten Ausgaben der gedruckten Einzel- und Gesamtwerke Shakespeares finden sich hier. Die Schulbank, an welcher der kleine Knabe lernte, der Ehreing des Neuvermählten, Pokale und sonstige Gegenstände, geformt und ge-

Walter Nothes: Aus verschiedener Herren Länder.

schneidet aus dem Holze der Bäume, die in dem anstoßenden Garten zu des Dichters Lebzeiten wuchsen, bilden einige der interessantesten Shakespeare-Reliquien. Nunmehr sind in dem Garten ausschließlich solche Bäume und Blumen gepflanzt, die in irgend einem Shakespeare'schen Stücke erwähnt werden.

Mit der Jugend des Dichters eng verknüpft ist, in einer benachbarten Straße, die „Grammatik-Schule“, von König Eduard VI. im Jahre 1553 ihrer Bestimmung übergeben. Unser Dichter empfing hier in den Jahren 1571—1578 seinen ersten Unterricht. Obwohl auch noch heutzutage die Anstalt als Schule benutzt wird, ist die innere Einrichtung möglichst unverändert geblieben. Der große Saal im Schulhaus war die ehemalige Guildhalle, in der im Jahre 1569 zum erstenmale und dann zeitweilig dramatische Vorstellungen gegeben wurden; gelegentlich dieser mag zum erstenmale bei jung Shakespeare die Liebe und Begeisterung für das Drama erwacht sein, die später so herrliche Früchte tragen sollte. Die anliegende Guild-Kapelle war niedergebrannt, ist aber genau wieder in demselben Stile aufgebaut, in dem sie zu des Dichters Zeiten stand. Gegenüber der Guild-Kapelle fällt das Auge auf einen freien Platz; auf demselben befand sich ehemals das Haus, in welchem Shakespeare im 53. Jahre seines arbeitsvollen Lebens zur ewigen Ruhe die Augen schloß. Das Sterbehaus kam im 18. Jahrhundert in den Besitz eines Geistlichen, der zunächst den historischen Maulbeerbaum, — von Shakespeare

selbst gepflanzt — niederhauen ließ, um „sich von der Plage der allzu zahlreichen Besucher zu befreien“; später, als er mit der Gemeinde der Stadt Stratford in einen Prozeß verwickelt war, wollte er derselben einen Streich spielen und ließ — aus purem Muthwillen — das ganze Haus niederreißen. Die Grundsteine, auf welchen das Haus stand, sind sorgfältig erhalten, ebenso ist die Stelle des sog. Shakespeare-Gartens, auf welcher einstmals der Maulbeerbaum blühte, durch ein junges Reiß dieser Baumart gekennzeichnet. — Das stattlichste Gebäude in Stratford ist ohne Zweifel das „Shakespeare-Gedächtnis-Haus,“ 1879 im Terracottastil errichtet. Es enthält zunächst eine Galerie von etwa 100 Gemälden und plastischen Arbeiten, die alle entweder Shakespeare selbst oder Szenen aus seinen Dramen darstellen. Sujets aus „Hamlet“ und „Othello“ sind besonders häufig gewählt. Etliche der vorhandenen Werke haben einen bedeutenden künstlerischen Wert. Ferner enthält das Gebäude eine Bibliothek von einigen 1000 Bänden, die sich ausschließlich mit Shakespeares Leben und Werken befassen. In demselben Gebäude finden wir schließlich ein großes Shakespeare-Theater mit Raum für 850 Zuschauer. Im Monat April eines jeden Jahres, dem Monat, in welchem der Dichter geboren wurde und auch starb, finden darin während einer Woche Aufführungen Shakespeare'scher Dramen statt, gelegentlich derer die ersten englischen Schauspieler aus allen Theilen des Reiches mitwirken. Man mag hierin etwa einen Anklang an

die Bayreuther Rich. Wagner-Festspiele finden. Der das Gedächtnisgebäude umgebende herrliche Garten wird an der einen Seite sozusagen von den Fluten des Avon bespült. Auf der Mitte des Rasens steht das von Romuald Gower ausgeführte Shakespeare-Monument. Der Dichter ist, auf einem Stuhle sitzend, in weit über Lebensgröße dargestellt. Den Sockel umgeben die Statuen der Lady Macbeth (Tragödie), des Prinzen Hal (Geschichte), Falstaffs (Komödie) und Hamlets (Philosophie). — Nun noch einen Blick in die „Kollegiatkirche zur heiligen Dreifaltigkeit“. Hier ruht in der Nähe des Hauptaltars das Sterbliche des — mit Sophokles und Richard Wagner — größten Dramatikers, den je die Welt gesehen hat. Eine schlichte Platte deckt das Grab des Unsterblichen. Die für den Dichter uncharakteristische Strophe eines geistlichen Liedes bildet seine Grabinschrift. An der Wand ist die große, farbige Büste Shakespeares, die dem Dichter gleich nach seinem Tode gesetzt wurde und daher seine Gesichtszüge äußerst wahrheitsgetreu und sprechend wiedergibt. Unter ihr stehen die Worte: „*Judicio Pylium, Genio Socratem, Arte Maronem, terra tegit, populus maeret, Olympus habet*“ (den, der an Urteilskraft ein Nestor, an Genius ein Sokrates, an Kunstsinne ein Maro war, deckt die Erde, beweint das Volk, besitzt der Himmel). Neben Shakespeare ruhen sein Weib, Anna Hathaway († 1623), seine Tochter, Susanne Hall († 1649), sein Schwiegersohn, Dr. Hall, und Thomas Nash, der erste Gemahl seiner Enkelin

Elisabeth. Von Interesse sind ferner noch das erhaltene Taufbecken, in welchem Shakespeare in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen wurde, und das alte Kirchenbuch, in dem Taufe und Beerdigung William Shakespeares registriert sind. — Nahe bei Stratford ist das Dorf Shottery, in dem die Hütte steht, in welcher Shakespeares Ehefrau vor ihrer Verheiratung lebte, und etwas weiter Ruddington mit der Kirche, in der Shakespeare und Anna Hathaway getraut wurden. Bei allen diesen Punkten, die durch das Andenken Shakespeares geheiligt sind, sollte sich der Besucher der den Meister betreffenden Worte bewußt sein: „He was a man, take him for all in all, we shall not look upon his like again!“ („Er war ein Mann! Nehmt alles nur in allem! Wir werden seinesgleichen nicht mehr sehen.“)

**I**rland verdient in vielfacher Hinsicht die Teilnahme und die Aufmerksamkeit des Auslandes. Wer weiß nicht, was die Bewohner dieses kleinen Eilandes ihrer Vaterlandsliebe, ihrer Nationalität halber, besonders auch wegen ihres treuen Festhaltens an den katholischen Glauben allezeit zu leiden hatten. Als Heinrich VIII. in Irland wie in England Kirchen und Klöster raubte, die treuen Geistlichen zum Tode schickte, und — ich erinnere an die sog. Testakte und habeas corpus-Akte — alle Katholiken, die ihren Glauben, ihr teuerstes Besitztum, nicht preisgeben wollten, ebenfalls mit dem Tode bestrafte, da stand das ganze irische Volk fest wie ein Mann zu seiner hergebrachten Ueberzeugung. Hunderte gaben ihr Leben hin, Tausende gingen in die Verbannung. Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts konnten die Katholiken Irlands wieder in etwa aufatmen; sie waren wenigstens wieder in ihrer Heimat geduldet, wenn auch ziemlich rechtlos. Nun stehen ihnen etwas bessere Tage bevor. Ihr sehnlichster Wunsch „Selbstregierung“, „Home-rule“, ist ihnen be-

willigt. Was an Kirchen vorhanden war, hatte die anglikanische sog. Church of Ireland im Besitz. Katholischerseits baute man neue, zum Teil prächtige Kirchen, ein Teil der alten Kirchen wurde den Anglikanern abgekauft. Aber noch in unsern Tagen sind z. B. die ehrwürdige St. Patrikskathedrale und die Christuskirche im Besitz der Protestanten; beides stattliche Bauwerke Dublins, die das kunstfinnige Mittelalter errichtet hat. Nun, der Umstand berührte mich fast komisch; man möchte darüber lachen, wenn es nicht so traurig wäre. Der eine Gottesdienst, der Sonntags in diesen beiden Kirchen stattfindet, wird sozusagen vor leeren Bänken abgehalten; die Familie des amtierenden Geistlichen bildet jedenfalls das Hauptkontingent der Andächtigen. Demgegenüber sei auf die neuen, großen katholischen Kirchen, die zum Teil 3—4tausend Andächtige fassen, hingewiesen. Zehn bis zwölf heilige Messen werden hier jeden Sonntag Morgen gelesen. Die Gotteshäuser sind bei jeder derselben gestopft voll. Das ist ganz natürlich. Dublin ist eine ganz katholische Stadt; zur anglikanischen Episkopalkirche zählt noch nicht einmal der zwölfte Teil der Bevölkerung trotz aller Anstrengungen, die man protestantischerseits von jeher gemacht hat und auch jetzt noch macht. Nur eine Art protestantischer Propaganda sei hier gekennzeichnet. Dublin ist eine große Stadt und hat insolgedessen, wie alle großen Städte, einen hohen Prozentsatz einer sehr armen Bevölkerung. „Bessere“ englische Damen, die aus irgend einem

Grunde sich in Irland aufhalten, gehen in die Hütten dieser Armen um „wohlzutun“, d. h. sie wollen in allem für die Erziehung der Kinder sorgen, wenn die katholischen Eltern zugeben, daß ihre Kinder im anglikanischen Glauben unterrichtet werden. Nun, man sah protestantischerseits bald ein, daß das vergebliche Arbeit war; ein echter Irländer verhungert lieber, als daß er in so frevelhafter Weise mit dem Seelenheil seiner Kinder spielt; auch geschieht katholischerseits in Irland mindestens soviel für die Armenpflege, wie in irgend einem anderen Lande. Die Bewohner des von St. Patriks Zeiten bis auf den heutigen Tag katholischen Irlands haben in anderen, schwereren Zeiten bewiesen, daß ihnen ihr Glaube nicht feil ist. Nein, die irischen Katholiken konnten von jeher allen ihren Glaubensgenossen auf dem weiten Erdkreise als Muster dienen und — ich darf hinzufügen, — sie können es auch heute noch. Da ist keine katholische Familie in Irland, in der nicht morgens, mittags und abends gemeinschaftlich gebetet wird. Und wie andächtig ist man bei Anhörung der heiligen Messe! In der Fastenzeit finden in sehr vielen Kirchen Missionen statt, die von Jesuiten, Redemptoristen usw. gehalten werden; das Volk ist mit wahrer Begeisterung bei der Sache. Kein Irländer schließlich geht an einer Kirche vorbei, ohne daß er den Hut zu Ehren des im hl. Sakramente gegenwärtigen Gottes lüftet.

„Beharrlichkeit führt zum Ziele“, sagt ein deutsches Sprichwort. Das bewahrheitet sich auch an den



Irland: Belfast: Inneres der katholischen Sankt Patrickskirche.



Irländern. Endlich, aber erst seit einigen Jahren, sind die katholischen Irländer, welchen jetzt sogar Homerule winkt, nicht mehr gezwungen, protestantische Kirchensteuer zu bezahlen. Heutzutage ist die anglikanische Kirche in Irland sogar „disetabliert“, wie man es nennt, d. h. sie erhält keine staatlichen Einkünfte mehr. Als eine Folge davon mag die Tatsache verzeichnet sein, daß der protestantische Verwalter der St. Patrikskathedrale die schönen alten Glocken der ehemaligen Domkirche öffentlich an den Meistbietenden als altes Metall versteigern ließ. Nun, hoffentlich ist man bald soweit, daß man die ganze Kathedrale versteigern muß, die Katholiken werden die ersten sein, die sie kaufen und ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder widmen werden. Das ist zweifelsohne: Seitdem in den Ländern der britischen Krone Freiheit und Toleranz doch wieder mehr die Parole geworden ist, nimmt die katholische Kirche nicht nur in England einen großartigen Aufschwung, sondern auch in „Catholic Ireland“ bewegt sie sich freier und scheint wieder zur alten Blüte zu gelangen.

\* \* \*

Von den neuen herrlichen Kirchen Dublins sei die Pro-Kathedrale im griechisch-ionischen Stile hervorgehoben, die übergroße St. Andreaskirche, mit Raum für ca. 6000 Personen, ferner die prächtigen, palastartigen Gebäude der Jesuiten, Dominikaner, Karmeliter und Kapuziner, die mit ihren enormen Kirchen, Klöstern und Schulen oft den Flächenraum halber Straßen

einnehmen. Wie schön sind diese Kirchen ausgeschmückt! Wie es in den guten alten Zeiten Sitte war, so stellen auch jetzt noch in Irland die besten Maler und Bildhauer freudig und oft gratis ihre Dienste zur Verfügung, wenn es gilt, das Haus des Herrn würdig zu bereiten. Die Städte haben doch in unseren Tagen fast durchgängig wieder einen katholischen Bürgermeister und katholischen Stadtrat, abgesehen vielleicht von Belfast, der Handelsstadt im Norden, in der mehr Engländer, und besonders Schotten, als Irländer sind. — Verhandlungen, betreffend die katholische Universität in Dublin, die im englischen Abgeordnetenhaus zur Sprache gebracht wurden, fanden eine befriedigende Lösung. Das Thema: Gleichberechtigung, volle Freiheit der katholischen Irländer im katholischen Irland ist heute durchaus an der Tagesordnung, und die Zeit ist nicht mehr fern, in der die Irländer sich der Früchte für ihr jahrelanges, ja jahrhundertelanges Dulden, für ihre harte Arbeit zu erfreuen haben, vollständigen Friedens und einiger Freiheit.

Der Irländer hat im gewissen Sinne einen etwas südlichen Typ; er ist mit nichten mit dem phlegmatischen Engländer zu verwechseln, den nichts aus seiner gewohnten Ruhe und Gleichgiltigkeit bringen kann, nein, der Irländer hat Temperament, und wenn man ihm Vaterland oder Religion antastet, so gerät er leicht in einen heiligen Zorn. Ich selbst war Zeuge auf meiner Seefahrt von Liverpool nach Dublin, wie ein irischer Matrose, von dessen Vaterland man ver-

ächtlich sprach, in eine Wut geriet, die von mehr als südlichem Temperament zeugte. Noch ein anderer Fall sei an dieser Stelle erwähnt, der mir zwar nicht in Irland selbst begegnete, sondern in Liverpool, der großen englischen Hafenstadt mit einem bedeutenden Prozentsatz irischer Bevölkerung. Eine große Zahl Irländer hatte einen Engländer, der sie beleidigte, in ihren Händen; einem ganzen Schwarm Polizeidiener war es unmöglich, den Angegriffenen zu befreien; das Erscheinen des Priesters, des Pfarrgeistlichen machte der Situation ein Ende, kein Wort kam von des Geistlichen Lippen; er faßte den Bedrohten bei der Hand und führte ihn unbehelligt fort. Was dieser Fall wieder konstatierte, das ist die Hochachtung und der Respekt vor dem geistlichen Stande, und das verdient bei allen Fehlern, die der Irländer haben mag, Anerkennung. Ich könnte noch manches von Irland und seinem Volke erzählen; auf der Hauptstraße Dublins steht ein prächtiges Monument des unlängst verstorbenen Dominikanerpaters Mathew, des großen „Mäßigkeitsapostels“, wie die Inschrift besagt. Damit soll gesagt sein: Der in Irland und — wo er noch bedeutend nötiger ist — in England zurzeit aufgenommene Feldzug gegen die Trunksucht wäre ein weiteres interessantes Kapitel. Man könnte sprechen von den schönen Bergen, Ruinen und Parks Irlands, von den prächtigen Gebäuden, Denkmälern, Museen, besonders in Dublin. In der dortigen Nationalgalerie befinden sich solche wertvolle Gemälde der italienischen und

flämischen Schule, ja von Tizian und Rubens, von deren Existenz man auf dem Kontinent wohl gar keine Ahnung hat. Das Jesuitenkloster in Dublin hat eine sehr interessante Porträtgalerie von Heiligen des Jesuitenordens; erwähnt seien die hh. Ignatius, Moysi, Franziskus Xaver, Petrus Canisius usw.; ob man die nicht einmal nach Deutschland schicken könnte? Vielleicht bekäme man dort eine bessere Meinung von ihnen. Ich könnte noch berichten von der nordischen zweiten Hauptstadt in Irland, Belfast, von dessen meist reichen schottisch bevölkerten Stadtteilen und seinen meist armen irisch bevölkerten, von der neuen katholischen stattlichen St. Patrikirkirche daselbst, wo ich eine musikalisch schöne Messe hörte. — So ließ sich noch manches von Irland plaudern, aber reisen wir ab nach Schottland!

# Erinnerungen an Schottland

Wie ich nach Schottland kam? Es war schauerlich, man höre! Wolken türmten sich auf Wolken, leiser Donner rollte. Zunächst beobachtete ich mit Interesse das unruhige Spiel der Wellen, auf welchen unser Dampfer, in schwarzer Nacht, durch die wilde irische See hindurch, von Belfast nach Glasgow schaukelte. Kaum lag ich in meinem Schiffsbett, als alles in bedenkliche Schwankung geriet, dann nicht nur außer mir, sondern auch in mir. Bald bildeten das Brausen des Sturmes, das Blasen des Nebelhorns, das Stöhnen und Würgen der Seekranken eine peinliche Harmonie. Endlich wurde es Tag! Der Sturm legte sich, und die durch Wolken bringende Sonne beleuchtete Schottlands bevölkerteste und größte Stadt, das Industriezentrum Glasgow. Mit der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Glasgow ist man schnell fertig; man besuchte die Kathedralen, die alte stattliche gotische, jetzt im Besitze der Presbyterianer, die neue katholische, ebenfalls gotische, die neue Universität, zwei Bildergalerien, eine für alte, eine für neue Kunst, die

eigenartige in Schneckenwegen sich ringelnde Friedhofanlage — und man ist zu Ende! Glasgow, das, die Vororte mit einberechnet, 800 000 Einwohner zählt, zum großen Teile Arbeiterbevölkerung, ist eben fast ausschließlich Industrie — und Handelsstadt. Die Hauptverkehrsstraßen sind Sauchihall-Street, Argyll-Street und Union-Street.

Von der gerühmten Romantik Schottlands ist in Glasgow nichts zu merken, schon eher in Ayrshire, dem Heimatland des schottischen Dichters Robert Burns, wohin uns die Eisenbahn von Glasgow in fünf viertel Stunden bringt. Mancher Quell, mancher Baum ist hier dem Leser der Werke Burns bekannt. Alloway, unweit Ayr, besitzt die kleine Hütte, in welcher der im Alter von 34 Jahren zu früh verschiedene Dichter geboren wurde und lebte. Die Räume, in welchen Burns wohnte, sind möglichst unverändert gelassen, und zahlreiche Burnsreliquien sind der Besichtigung wohl wert. Das Burnsmonument, ein dem Andenken des Dichters gewidmeter Tempel mit Statuen, die zu seinen Dichtungen Bezug haben, (Tam o Shanter und Sonter Johnwie), erreicht man nach weiterem halbstündigem Spaziergang, von Parkanlagen umgeben. Ayr, die kleine Hauptstadt des Distriktes Ayrshire, die jüngst eine lebensgroße Statue des Dichters enthüllt hat, liegt lustig am Meere und bietet schöne Fernsicht auf das Hochgebirge.

„Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!“ heißt es in dem Liede. In der That! Die schönste

Erinnerung für den, der Schottland bereist, wird doch die Hochlandstour stets bleiben. Ich hatte herrliche Frühlingstage. Des Morgens fuhr ich von Glasgow ab nach Balloch. Hier stand schon das Schiffchen bereit, das den herrlichen schottischen See, Loch Lomond, durchschneiden sollte. Bald war man in der richtigen Hochlandsstimmung. In der spiegelglatten Flut winkten die gigantischen Berggipfel, die schneebedeckten Gletscher einander zu. Das Herz ging dem Wanderer auf, mit schier unerjättlicher Gier sog er die überwältigende Naturschönheit ein. An dem gewaltigen 3000 Fuß hohen Ben Lomond rauschte unser Schiff vorüber. Von Inversnaid an, wo ein gewaltiger Wasserfall in den See brauste, ging es zu Fuß weiter. Ueberall begleitet hier herrlichste Fernsicht den Naturfreund. Unterwegs fielen hauptsächlich die zahlreich weidenden Widder auf, die mit ihrem prachtvollen Bieß und ihren kunstvoll gewundenen Hörnern, man möchte sagen, zu den schönsten Erscheinungen Schottlands gehören; auch die Kühe paßten zur Poesie; nur wenn ein schottischer Stier mit seiner boshaften Miene mir zu nahe kam, beschlichen mich auch andere als poetische Gefühle. Uebrigens ist ein solcher Stier in der Regel von zwei Männern und drei Hunden begleitet. — Von Stronachlachar, wo ich im großen Gasthaus zu Mittag speiste, brachte mich ein Rahn von dem einen Ufer des „Loch Katrin“ zu dem anderen. Dieser See bringt neue Reize, andere Idyllen als der erwähnte größte, schottische See „Loch Lomond“. Liebe

Inselchen, darunter „Ellens Isle“, durch Walter Scott bekannt, ragen wildromantisch aus dem See empor. Der „Loch Katrin“ entwand den Blicken. Dann schweifte das Auge über anderen Seen, Loch Achrai, Loch Benachar, zum mächtigen Berge Ben Venue. In dem stattlichen, in den herrlichsten Waldungen gebetteten Trossachshotel — Trossachs heißt diese schottische Gebirgspartie — genoß ich Nachtruhe. Am anderen Morgen in aller Frühe ging es weiter, und nach zweistündiger, an Naturschönheit abwechslungsreicher Tour glänzte mir im leuchtenden Morgenrot das wunderbar idyllisch gelegene „Kallander“ entgegen. Von hier führte mich die Hochlandsbahn an herrlichen schottischen Seen (Loch Awe, Loch Tay) und hohen Bergen (Ben Ledi) vorbei nach dem bekannten See- und Kurort Oban, dem Endpunkt meiner Hochlandstour.

\* \* \*

Umgeben von herrlichen Parkanlagen, von gewaltigen Bergen, inmitten phantastischer Burgen, mit breiten Straßen, schönen Bauten, so tritt Schottlands Hauptstadt **E d i n b u r g h** in die Reihe der schönsten Städte Europas. Höchstens Salzburg, Innsbruck und Konstantinopel lassen sich, was die überaus reizvolle Lage Edinburghs anbetrifft, mit Schottlands Hauptstadt vergleichen. Die schönste Straße der Welt zu sein beansprucht die Hauptstraße der Stadt, die „Prinzeß-Street“. Auf der einen Seite die grandiosen Bau-



Schottland: Schloß Abbotsford: Bibliothekszimmer Walter Scotts.



ten, glänzende Hotels ersten Ranges, prunkvolle Warenhäuser, auf der anderen kunstvolle Parkanlagen mit Teichen und Springbrunnen, dazwischen das Walter Scott-Monument mit seinem gotischen Turm-Aufbau, die Museumsbauten in jonischem Stil, dahinter sich empor-schlingend Hügel mit Burgen und Schloßruinen, die ihrerseits wieder im Hintergrund von mächtigen Gebirgszügen überragt werden. Wahrlich ein einzigartiges Straßenbild! Man besteigt die Hügel Calton Hill und Arturs-Seat, besucht das Schloß Holyrood-Palace, wo unter anderem die Porträtgalerie der schottischen Könige, die Räume, in welchen die unglückliche Schottenkönigin Maria Stuart wandelte, die Kapelle, in der sie betete, von Interesse sind. Neben zahlreichen, besuchenswerten Museen gibt es in Edinburgh nicht weniger als drei Kathedralen, die mittelalterliche frühgotische, wurde von den Presbyterianern bei der Ueberrahme ziemlich stark demolirt; die beiden neuen sind die Sitze des katholischen Erzbischofs und des Bischofs der englisch-schottischen Episkopalkirche. — Der Besucher Edinburghs unterläßt es nie, nach zwei benachbarten Orten zu wallen. Der eine, Melrose, liegt fünfviertel Stunden von Edinburgh entfernt und ist sehr sehenswert durch die Ruinen einer alten Abtei. Melrose-Abtei ist die schönste Ruine Schottlands und in ihrer Art, mit den Resten des alten Friedhofs, der sie umgibt, — vielleicht eine der romantischsten und zugleich besterhaltenen Kloster-ruinen überhaupt. Den anderen „Wallfahrtsort“ er-

Walter Rothes: Aus verschiedener Herren Länder

reicht man von Melrose, nach einstündigem Spaziergang. Es ist dies das wunderbar herrliche Heim Walter Scotts, des weltberühmten, schottischen Schriftstellers, Abbotsford. Im Gegensatz zu den schlichten Hütten Shakespeares in Stratford am Avon und Burns in Ayr liegt Scottsheim, ein wahrhaft fürstlicher Palast, umgeben von einem blumigen Garten inmitten der prächtigsten schottischen Natur, anstoßend an romantische Waldungen. Im Inneren der große Saal, Waffensammlung, Bibliothek, ebenfalls alles pikfein, hochelegant, mit interessanten Reliquien Scotts und auch Napoleons I., der lange hier weilte.

Schließlich seien noch ein paar Worte über den Schotten selbst, über schottische Art und schottisches Leben gestattet. Der Schotte hat eine von dem Engländer durchaus abweichende Gestalt. Seine Statur ist im Gegensatz zu dem oft langen und schwächtigen Engländer meist kurz und gedrungen, seine Züge sind rauh und kalt, die Haarfarbe ist sehr häufig ein blasses Rot. Meine Beobachtungen in den niederen Volksschichten, die ich in den drei großen Städten Schottlands, Glasgow, Edinburgh, Aberdeen, anstellte, zeigten deutlich, wie tief — trotz offizieller Brüderie und übertriebener Sonntagsruhe — Sitte und Moral in diesem Volke stehen. Die Trunkenheit besteht in Schottland in solchem Maße wie wohl in keinem anderen Lande der Welt. Der an und für sich so gute schottische Schnaps, der Whisky, scheint das Volk in einen Zustand alkoholischer Vergiftung gebracht zu haben, dem

gegenüber jede Mäßigkeitsbewegung sich als machtlos erweist. Der Trunk herrscht nicht nur in den niederen Klassen, nicht nur bei dem männlichen Geschlecht! Aehnlich traurig steht es um die Sittlichkeitsverhältnisse. Auch in dieser Beziehung steht es in Schottland schlimmer als relativ selbst in den großen Städten Englands.

Der schottische Protestantismus, in der Form des unsäglich fahlen und leeren Presbyterianertums, besaß nicht die Kraft, tief in das schottische Volksherz einzudringen. Die unteren Volksklassen kümmern sich nicht um Religion und der bigotte Puritanismus der Wohlhabenderen ist vielfach eine rein äußerliche Sache. Die schottischen Presbyterianer teilen sich wieder in die „Church of Scotland“ und die „United Free Churches“. Der schwachvertretenen Episkopalkirche gehören wohl meist die eingewanderten Engländer an. Die katholische Kirche, der im 16. Jahrhundert nur ein Teil des Hochlands treu blieb, faßt jetzt wieder allseits festen Fuß in Schottland, namentlich auch durch die hier — wie in England — in letzter Zeit zahlreichen Konversionen. Zu den jüngsten Konvertiten gehören auch die Nachkommen Walter Skotts, Maxwell-Scott auf Schloß Abbotsford.

Als Reminiscenz alten schottischen Volkslebens findet man noch häufig den graziösen, von Männern in kleidsamer Nationaltracht ausgeführten Nationaltanz, wozu die bekannten schottischen Dudelsackpfeifen aufspielen, die so unermüdllich lange immer eine und

dieselbe Melodie herunterleiern, bis der Zuschauer entsetzt davonläuft. Diese schottische Nationalmännertracht, mit dem kurzen karierten Rock anstatt der Beinkleider, sieht man nicht mehr so häufig in Schottland als wohl in früheren Zeiten. Nur als Kleidfamer Anzug für Knaben hat sie sich erhalten und dann bei einem schottischen Regiment, den „Highlanders“! Man denke sich einen solchen Soldaten mit seinen kurzen Strümpfen, freiem Knie, dem rot und grün karierten kurzen Kleide, das bis an die Knie reicht, dem Sammetjacket, der Mütze mit dem Federbusch schief auf dem Haupte! Und wenn nun gar ein ganzes Bataillon solcher Soldaten mit klingendem Spiel in Edinburgh durch die unvergleichliche Prinzess-Street marschierte, — Donnerwetter, das war schneidig! — —

# Blämische Städtebilder

Belgien ist, wenn auch ein kleines, so doch ein reich gesegnetes, hochinteressantes Land. Hier entfalteten sich in vergangener Zeit die Künste zur schönsten Blüte; man braucht nur Namen wie Peter Paul Rubens und Anton van Dyck, Sterne, deren Glanz am Malerhorizont niemals erlöschen wird, zu nennen, um darzutun, welchen hervorragenden Platz Belgien, das „flandrische Italien“, in der Kunstgeschichte einzunehmen berechtigt ist. Es war zur Zeit der Gegenreformation, während den Religionswirren in den Niederlanden, als die katholische Kirche hier die volle edle Pracht des katholischen Kults in bewußten Gegensatz zu der Nede und Leere protestantischer Gottesverehrung brachte. Von dieser Zeit datieren die herrlichen Altarbilder eines Rubens, des intimen Freundes der belgischen Jesuiten, eines van Dyck und deren Schüler. In dieser Zeit erhielten die Kirchen den blendenden Schmuck, den wir heute bewundern. „Was ließ sich Glanzvolleres denken, als die prunkvollen Kirchen im Jesuitenstil mit ihrem Fortissime

der Wirkung, den die plastischen Ornamente, der strahlenden Goldverzierung und als Perle im Golde ein Altarbild von Rubens.“ — Die Stadt, die der Wanderer, der Belgien bereist, zuerst betritt, ist Antwerpen, das eigentliche Haupt Flanderns, die Metropole flämischer Kunst. Der Besucher wendet hier zunächst seine Schritte der Kathedrale zu, dem schönsten gotischen Bauwerk der Niederlande, dessen himmelanstrebender Turm dem Beschauer ein mächtiges „Sursum corda“ zuzurufen scheint. Tritt man in den Dom ein, so ist man überrascht von den edlen Verhältnissen des gewaltigen Innern. Von den Gemälden, die das Innere zieren, sei vor allem von Rubens die unvergleichliche „Kreuzabnahme“ genannt, das großartigste Gemälde, das je dem Pinsel des unsterblichen Malers gelungen ist, ein Kunstwerk, das mit Raffaels „Sixtinischer Madonna“ um die Ehre streitet, die Krone aller Gemälde zu sein. Wir bewundern noch desselben Meisters „Kreuzaufrichtung“ und als Hochaltarbild eine bestrickende „Mariä Himmelfahrt“. Unsere Augen fallen noch im rechten Querschiff auf einen „hl. Franziskus von Assisi“ von Murillo und im linken Seitenschiff auf einen „Christuskopf“, der dem Lionardo da Vinci zugeschrieben wird. Als ich an jenem Sonntag Nachmittag noch in der Betrachtung dieser Kunstwerke versunken war, da ertönte plötzlich Orgelklang, Priester, geschmückt mit prächtigen Gewändern, trugen in kleiner Prozession das Santissimum, Chorknaben schwangen Weihrauch-

fässer und trugen heil. Insignien; und während die Gläubigen dem sakramentalen Gotte ihre Ehrfurcht bezeugten, erscholl vom hohen Chore unter Orgel und orchesterlicher Begleitung unseres genialen Mozarts unvergängliches: „Ave, ave verum corpus“. So zeigte sich mir an diesem Tage in einer der schönsten Kathedralen der Christenheit auch der katholische Kult in seiner erhabensten Pracht und in vollendeter Schönheit. — Die Sankt Jakobskirche ist an Marmorschmuck und plastischen Denkmälern noch glänzender als die Kathedrale. Nur die Rubenskapelle mit dem Grabe des großen Malers sei erwähnt. Das Altargemälde dieser Kapelle ist von Rubens, und zwar eines der wenigen, von dem wir sicher wissen, daß es ohne Schülerhilfe angefertigt ist. Das Christkind, welches auf dem Schoße der Madonna in einer Laube sitzt, wird von dem heiligen Bonaventura angebetet, daneben der heilige Hieronymus, Sankt Georg und drei heilige Frauen. Die Jesuitenkirche „Sankt Karl Borromäus“ ist nach Rubens Plänen auf das prachtvollste ausgeschmückt. Rubens selbst lieferte nicht weniger als 36 Bilder dazu, die leider infolge eines Brandes im Jahre 1718 bis auf drei zugrunde gegangen sind. Welchen unerseßlichen Verlust für die Kunstgeschichte dies bedeutet, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Der von Rubens gefertigte Hochaltar ist noch erhalten. Antwerpen hat noch zahlreiche sehenswerte Kirchen, so „Sankt Paul“ mit seinen kostbaren Beichtstühlen, wahren Wunderwerken der Holzschnittkunst

und andere. Von herrlichen Profanbauten sei das Rathaus ernannt, an dessen Fassade eine herrliche Statue der Madonna, der Patronin der Stadt, angebracht ist. Es ist ein trauriger, poesievoller Anblick, wenn man des Abends über die Straßen Antwerpens geht und sieht in zahlreichen Häusernischen, an Straßenecken und -Enden die Statue der heiligen Jungfrau und vor derselben eine ewige Lampe brennen. Das Antwerpener Museum ist ein wahrer Sammelpunkt von prachtvollen Erzeugnissen vlämischer Intelligenz, — ich muß es mir an dieser Stelle versagen, des Näheren darauf einzugehen — und das Museum Plantin-Moretus gibt uns eine interessante Uebersicht über vlämische Thätigkeit früher Buchdruckerei, meistens Mess- und Gebetbücher mit kunstvollen Initialen und vollendeter Kleinmalerei.

Wir verlassen Antwerpen und fahren nach Mecheln, einer alten Stadt mit nur 52 000 Einwohnern, die aber als Sitz des belgischen Erzbischofs die geistliche Hauptstadt des Landes ist. Man besucht zuerst die glänzende Kathedrale des heiligen Romuald, und es nahm sich prächtig aus, als alle die alten Chorherren in malerischer Gewandung in den kunstvoll geschnitzten Chorstühlen saßen und das Hochamt mit feierlich hallenden, liturgischen Gesängen begleiteten. Ein Perle besitzt die Kathedrale in einem herrlichen Altarbild von Dyck's „Christus am Kreuz“. Wie verschiedenartig ergreifend hat der Maler den Schmerz geschildert: den ergebungsvollen Schmerz des Hei-



Antwerpen: Beichtstühle der Sankt Paulskirche.



lands, den tiefen, stillen der mater dolorosa und den leidenschaftlichen der Büsserin Magdalena. Die Kanzel, ganz aus Eichenholz geschnitzt, stellt die Befeuerung Pauli dar. Aehnliche kunstvoll gearbeitete, doch hoch barocke Kanzeln findet man z. B. noch in Sankt Andreas zu Antwerpen, Sankt Gudula zu Brüssel, Sankt Bavo in Gent usw. In der Johanniskirche und der Viebfrauenkirche zu Mecheln sind noch sehenswerte Rubensbilder.

Nicht zu weit entfernt von der kirchlichen Metropole Belgiens liegt die wissenschaftliche des Landes, die berühmte Universitätsstadt L ö w e n. Die Löwener Universität ist die ausgezeichnetste und besuchteste Studienanstalt Belgiens; sie steht unter der fähigen Leitung der Patres aus dem Jesuitenorden. Eine Hauptsehenswürdigkeit der Stadt ist das spätgotische, mit zahlreichen Statuen geschmückte Rathhaus. In der schönen Peterskirche interessieren uns zwei Altargemälde des Holländers Dierck Bouts: „Marter des hl. Erasmus“ und „heiliges Abendmahl“, sowie eine treffliche „Kreuzabnahme“ von Rogier van der Weyden. In der Gertrudenkirche findet sich das schönste belgische Chorgestühl.

Wir begeben uns nun in einen anderen Teil Belgiens und kommen nach G e n t, der größten Stadt des östlichen Flanderns mit 152 000 Einwohnern. Die Stadt, welche zu Anfang des 13. Jahrhunderts gegründet wurde, hat ihren mittelalterlichen Charakter durchaus bewahrt; stiller Friede ist vorherrschend, man

fühlt sich Jahrhunderte zurückversetzt. Von der Kathedrale Sanct Bavo sei nur ein Kunstwerk erwähnt, dessen Wert aber unermesslich ist: das Meisterwerk der Gebrüder Hubert und Jan van Eyck: „Die Anbetung des makellosen Lammes“, das Agnus Dei, angebetet von allem Lebenden im Himmel und auf Erden. Zahlreiche und umfangreiche Schriften über dieses eine Kunstwerk sind zu allen Zeiten seit seinem Entstehen von berufener Feder geschrieben. Die Klosterruinen der alten Abtei Sanct Bavo sind gut erhalten und geben ein deutliches Bild einer mittelalterlichen Klosteranlage; wir sehen das Refektorium, die Kirche, den Kreuzgang, erhaltene Zellen, in welchen ehemals fleißige Mönche die literarischen Schätze des Altertums in ausdauernder Arbeit der Neuzeit überlieferten. Eine Eigentümlichkeit Gents sind die großen Nonnenstifte dieser Stadt, die sog. „Beginenhöfe“. Die Gelübde der Beginen, — nach der hl. Begga, Mutter Pippins des Kleinen oder nach einem Lütticher Priester Sambert le Bégne so benannt, — sind Frömmigkeit, Keuschheit und Gehorsam. Diese Damen üben Werke der Barmherzigkeit, besonders die Krankenpflege. Josef II. ließ die Beginenhöfe bestehen, als er alle anderen Klöster aufhob, und selbst das französische Revolutionskomitee ließ sie bestehen „in Anbetracht, daß diese Anstalten sich stets der Unterstützung der Armen und der Pflege bedürftiger Kranken geweiht haben“. Charakteristisch für die Beginen ist, daß sie sich durch keine ewigen Gelübde binden; die Rückkehr zur Welt ge-

hört jedoch zu den allergrößten Seltenheiten. Beginenhöfe bestehen zurzeit nur noch in Belgien und Holland. Gent hat einen großen Beginenhof mit 700 Nonnen und einen kleinen mit 300 Nonnen, im ganzen also nicht weniger als 1000 Beginen. Ich besichtigte zunächst den großen Beginenhof, eine kleine von Mauern und Gräben umgebene Stadt für sich mit Straßen, Plätzen, Toren, vielen Hunderten von kleinen Häusern, 18 größeren Konventen und einer Kirche, die den Mittelpunkt dieser geistlichen Stadt bildet. Merkwürdig feierlich sah es aus, als des Abends die Beginen in schwarzer Gewandung, den Kopf mit weißem Tinnentuch bedeckt, zu ihrer Kirche eilten, während Mönche aus dem Karthäuserorden, Dominikaner und Karmeliter, die hier die Seelsorge versehen, das idyllische, religiöse Bild noch abwechslungsreicher gestalteten. — Keiner bereift Belgien ohne der ehrwürdigen Stadt Brügge, dem Haupt Westflanderns, einen Besuch abzustatten. Man bewundert im Sankt Johannishospital die unvergleichlichen Malereien Memlings, besonders den prachtvollen Reliquienschrein der heiligen Ursula und die „Bermählung der heiligen Katharina“, in der Liebfrauenkirche die weltberühmte „Brügger Madonna mit dem Kinde“ von Michelangelo, eine lebensgroße Marmorgruppe von überwältigender Schönheit, die prachtvollen Bronze-Grabmäler Karls des Kühnen und seiner Tochter Maria; man besucht die gewaltige Erlöser-Kathedrale und staunt den herrlichen Rathausplatz an,

der mit seinen imposanten, im spanischen Stil gehaltenen Gebäuden, Stadthaus, Archiv, Kapelle des heiligen Blutes, Gerichtshof usw. nur noch in dem Rathausplatz zu Brüssel ein würdiges Pendant findet. — Nahe bei Brügge liegt das Seebad Ostende; hier erholen wir uns von den Reises Strapazen; internationaler Verkehr, Strand- und Badeleben; alles hochmodern. Von Ostende fahren wir in das Herz Belgiens, die Hauptstadt des Landes Brüssel. Hier vermisst man bald den Frieden Flanderns. Brüssels Ehrgeiz ist, möglichst fin de siècle, ja ein kleines Paris zu sein. Unter dieser Marke hat sich aber auch die revolutionäre Sozialdemokratie hier zahlreich eingefunden, während sie in den flandrischen Landesteilen auch heute noch keinen nennenswerten Anhang hat.

# Brüsseler Allerlei

Es ist ein merkwürdig vielseitiges Land, dieses kleine Belgien. Es gestattet sich nämlich nicht weniger als drei Landessprachen, französisch, vlämisch und wallonisch. Unter den 6 800 000 Belgiern finden wir 3 Millionen Flamen und 2 Millionen Wallonen; erstere, ein germanischer Volksstamm, leben hauptsächlich in den Landesteilen Flandern und Brabant, letztere, von französischer Herkunft, im Hennegau und Lüttich. Nun versteht man es auch, daß z. B. in Brüssels Kirchen französische und vlämische Predigten mit einander abwechseln und sich französische wie vlämische Beichtväter zahlreich vorfinden. — Von den Bevölkerungselementen Belgiens interessiert uns der Flamen am meisten. Es ist kein Zweifel, daß der Hauptsitz belgischer Intelligenz fast ausschließlich Flandern war. Die gewaltigen, himmelanstrebenden Kathedralen und Kirchen Belgiens, die prächtigen Rathäuser sind Zeugnisse vlämischen Kunstsinns. Die Malerei hat bei den Flamländern die höchste Stufe erklimmt, die Gebrüder van Eyck, Peter Paul Rubens, Anton van Dyk

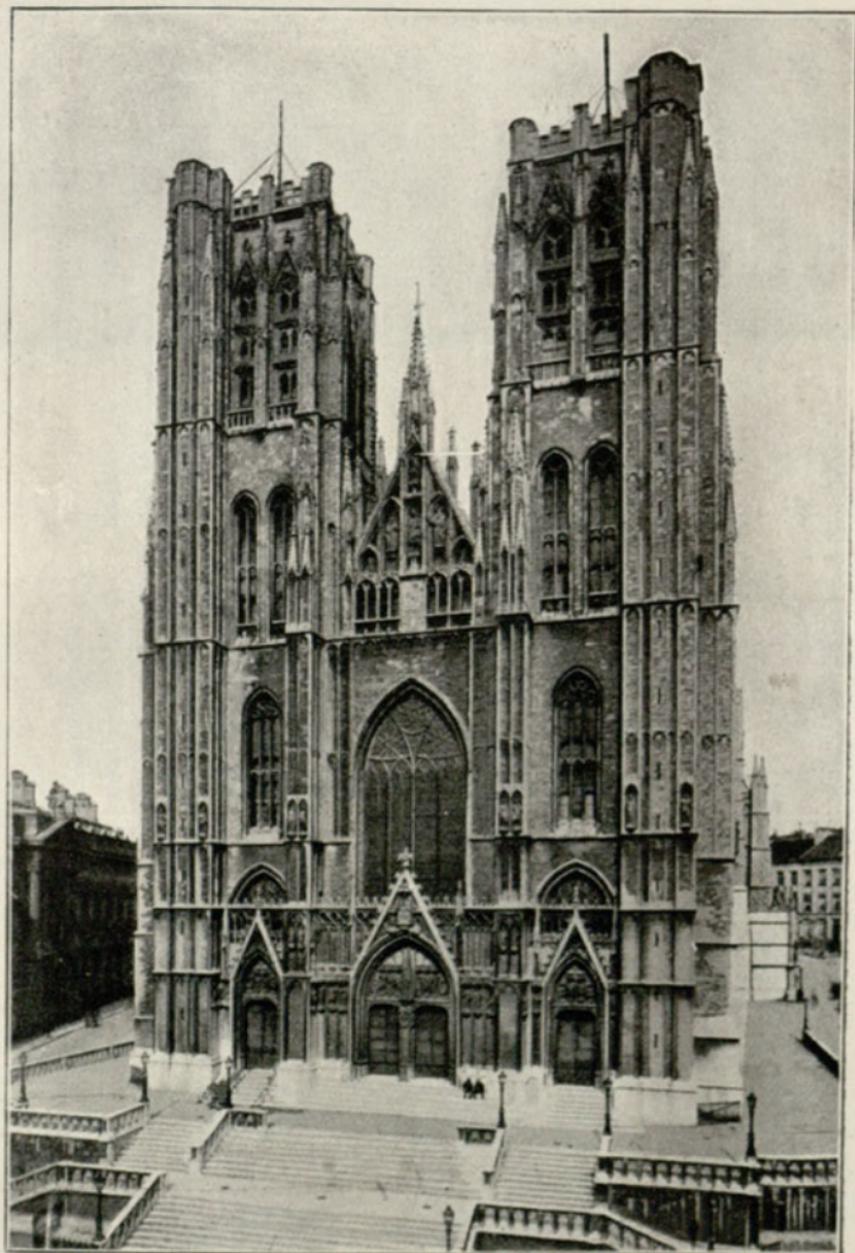
waren Blamen. Der Blamländer des 19. Jahrhunderts ist bei weitem nicht mehr das, was er früher war; nur in einer Beziehung hat er zugenommen, d. i. im Trinken von Spirituosen. Der jährliche Konsum von Spirituosen in Belgien ist im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer ein ganz enormer. Wohl hat das vlämische Volk — in den nicht zahlreichen Fällen, in welchen der vlämische Stamm sich rein erhalten hat — auch heutzutage noch das goldschimmernde, flachsblonde Haar und die gewinnenden, hellblauen Augen, aber es ist nicht mehr dieses kraft- und gesundheitstrotzende Geschlecht, das wir z. B. auf den Rubens'schen Gemälden, in des Meister erhabenen Madonnen und putzigen Engelsknaben bewundern. Der Blamländer, und zwar der in Brüssel und Brabant wohnende in erster Linie, leidet an dem allgemeinen Fehler des Jahrhunderts der „Degeneration“. Der Brabanter galt von jeher als besonders roh, derb und durstig. — Dazu kommt, daß besonders Brüssel, als Hauptstadt des neutralen Staates Belgien, Sozialisten und Anarchisten aller Länder eine willkommene Freistätte bietet. Brüssel hat, wie die meisten Großstädte, einen internationalen Anstrich. Tausende von Deutschen wimmeln in allen Schattierungen auf den Straßen herum. Brüssel ist in vielfacher Beziehung durchaus nicht charakteristisch für belgisch-vlämische Eigenart. In erster Linie weisen die Gemäldegalerien und älteren Kirchen Brüssels auf flandrische Spezialität; aber auch in dieser Hinsicht wird Brüssel von anderen

Städten Belgiens, z. B. Antwerpen, Brügge, Gent weit übertroffen. Brüssel, mit den Vororten über 800 000 Einwohner zählend, ist eine Großstadt mit allen Schattenseiten einer solchen. Man darf nun aber nicht glauben, daß Belgiens Hauptstadt in erster Linie ein großes Verbrechernesest wäre. Weit gefehlt. Brüssel wählt seit einer Reihe von Jahren oft genug streng katholische Abgeordnete in die belgische Deputiertenkammer und in die Stadtverwaltung.

Das belgische Abgeordnetenhaus ist ein stolzer Bau, wenn auch nicht ein solch' stattlicher Palast wie das deutsche Reichstagsgebäude. Jüngst wohnte ich einer Sitzung der belgischen Volksbeglucker bei. Um Demonstrationen vorzubeugen, steht auf der öffentlichen Tribüne, auf welcher das Publikum Zutritt hat, stets eine Anzahl Soldaten mit geladenen Gewehren. Ein weniger aufregender Anblick ist die Zitronenlimonade, die den Abgeordneten während der Sitzung ohne Unterlaß kredenzt wird. In den Sitzungen geht es oft heiß her; ein so „urdeutscher“ Ton, wie er gelegentlich in Sitzungen des österreichischen Reichsrats laut wurde, wird hier allerdings doch nicht angeschlagen. Die Zusammensetzung der belgischen Kammer ist für die katholischen Interessen in der Regel außerordentlich günstig. Meist haben wir in Belgien den „paradiesischen“ Zustand, daß die kirchliche Partei in der Kammer, sozusagen, Alleinherrscher ist. Dadurch ruht aber auch die volle Verantwortung auf ihren Schultern. Interessant ist der völlige und meines Erachtens

unwiderrufliche Bankerott des gemäßigten Liberalismus in Belgien. Die Extreme herrschen. Den päpstlichen Katholiken stehen fast nur Radiko-Sozialisten gegenüber. Bekanntlich sind die derzeitigen politischen Zustände in Belgien für viele Philosophen und Politiker typisch für die Zukunft aller Länder. Die katholische Kirche und die radikalste Sozialdemokratie werden die Entscheidungsschlacht ausfechten. Alle dazwischenstehenden Sekten und sogenannten Mittelparteien werden unbarmherzig zerrieben. — —

In den zahlreichen Kirchen Brüssels wird der Kunstfreund sowohl als auch der, welcher andächtige Erbauung sucht, reiche Anregung finden. Die Gotik herrscht, wie in den belgischen Kirchen überhaupt, so auch in jenen Brüssels vor. Die Kathedrale „Sankt Michael und Gudula“ steht hier in erster Linie. Die Glasmalereien der millionenwertigen Sakramentskapelle der Kathedrale, die uns von einer Entweihung von Hostien durch Juden erzählen, sind vielleicht die wertvollsten Kunsterzeugnisse dieser Art, die existieren. Die alten Kirchen „Sankt Katharina“, „Notre Dame de la Chapelle“, „N. D. des victoires“, „Sankt Jakob“ und „du Béguinage“ bieten ebenfalls recht viel des Interessanten. Auch die neuen stattlichen Marienkirchen zu Laeken und Schaerbeck, zwei Vororten Brüssels, sind recht sehenswert. — Von den Kirchenfeiern in Brüssel wäre zu berichten: An Allerheiligen und Allerseelen waren hier wie allerorts Kirchen und Friedhöfe gut besucht: letztere prangten in reichem



Brüssel: Kathedrale „Sankt Michael und Gudula“.



Blumen- und Lichterschmuck. Feierlich war das Militär-Requiem in der Kathedrale. Truppen aller Waffengattungen füllten die immense Basilika. Das Offizierskorps nahm in corpore teil. Eine Militärkapelle begleitete die Seelenmesse. Ein ähnliches, imposantes Bild, bei welchem sich höfischer und kirchlicher Pomp glanzvoll vereinte, bot die Kathedrale jüngst am Namenstage des Königs anläßlich des Te Deum. Am Sankt Hubertustage schmetterten Vertreter der Brüsseler Schützengilde in „N. D. des victoires“ während des Hochamtes festliche Jägerfanfaren. Am Tage der heiligen Cäcilia schließlich vereinigten sich die Künstler der kgl. Oper und des kgl. Konservatoriums, um — zu Ehren der Patronin der Musik — während des Hochamts in der Kathedrale Gounods herrliche „missa ad honorem Sanctae Caeciliae“ für Soli, Chor, Orgel und großes Orchester glanzvoll zu Gehör zu bringen.

Das Fest der Kinder ist in Belgien und Frankreich der 6. Dezember. Während nämlich in unserem deutschen Vaterland das Weihnachtsfest, das Fest der Geschenke, der Schenkenden und der Beschenkten ist, trägt in Frankreich und Belgien der Tag des heiligen Bischofs Nikolaus besagten Charakter. Kein Wunder also, daß schon etliche Wochen vor diesem Tage die Schaufenster in allen Straßen auf das sauberste ausgeschmückt und des Abends hell erleuchtet sind, daß wogende Menschenmassen in diesen Tagen die breiten Straßen der belgischen Hauptstadt beleben, daß die meisten Kaufläden und Geschäfte und nicht zu-

Walter Roth's: Aus verschiedener Herren Länder.

Jetzt die der Spielwarenhändler von Kauflustigen dann überfüllt sind. Fast im Schaufenster eines jeden Ladens trägt ein Schild den hinweisenden Vermerk „Saint Nicolas“. —

Wie viele tausend kleine Händchen mögen sich wohl in diesen Tagen zu Ehren des heiligen Bischofs Nikolaus gefaltet haben, auf daß die schier zahllosen Wünsche der kleinen Bittsteller nur ja nicht unerfüllt blieben. Namentlich für die Allerkleinsten steht es ja außer Frage, daß der greise Bischof mit dem langen, weißen Barte, der Mitra auf dem Haupte, dem kostbaren Bischofskreuze auf der Brust, in höchst eigener Person vom Himmel niedersteigt und alle die wunderschönen Sachen, die Schaukelpferde, die „Papa“ und „Mama“ sagenden Puppen, die unzerreißbaren Bilderbücher in einem großen, großen Sacke aus jenen höheren Sphären mitbringt und sie den braven Kindern auf den Tisch oder auch — und das ist eine merkwürdige Liebhaberei des Heiligen — hinter dem Kamin in die bereit gelegten Schuhe stellt. Besonders pflegen — so wurde mir wenigstens von „kundiger“ Seite versichert — die Großmütter loyale Beziehungen mit Sanct Nikolaus zu unterhalten. Ferner scheint der Heilige eine große Vorliebe für „Spekulatius“, ein eigenartiges, knusperiges Gebäck, zu haben. Dasselbe findet sich wenigstens an seinem Feste des Morgens in jedem — Schuhe.

\* \* \*

Das Land, das seinen Ruhm darin setzt, in jeder Beziehung am meisten „fin de siècle“ zu sein, ist bekanntlich Frankreich. Nun ist es in diesem Jahrhundert Belgiens größter Stolz gewesen, den Franzosen alles Gute und Schlechte nachzumachen. Wen nimmt es also Wunder, daß Belgien in der Zeit gerade so „fin de siècle“ wurde wie Frankreich? „Liberté“ und „Progrès“ sind noch jetzt beliebteste Schlagwörter belgischer freier Männer. Mit überlegenem Hohne weist man auf das „geknechtete“, „unfreie“ Deutschland hin, in welchem die Polizei regiert, das von Majestätsbeleidigungsprozessen widerhallt, in dem es eigentlich kein freier Mann aushalten kann usw. Mit diesen und ähnlichen Liebenswürdigkeiten sind häufig etliche belgische Journale gespickt. Ueberhaupt ist die Stimmung der Belgier gegen die Deutschen nichts weniger als freundlich. Man sagt, der „Haß der Eingeborenen“ gegen die Deutschen rühre von der starken geschäftlichen Konkurrenz letzterer in Belgien her. Diesen Gründen sei auch der jüngst wieder zurückgezogene Gesetzentwurf zu verdanken, wonach die Ausländer in Belgien zur Wehrpflicht herangezogen werden sollten.

Wir wollen dem gewaltigen Freiheitsdrang der Belgier — etliche Bäcker, Schuhmacher und besonders Schnapsbudenbesitzer geben ihren Etablissements den vielstimmigen Namen „zum Fortschritt“ — nur in einer wichtigen Angelegenheit behandeln, nämlich insoweit er einen, wenn auch in allerletzter Zeit im Ab-

nehmen begriffenen Teil der Bevölkerung veranlaßt hat, außerhalb der Kirche zu stehen. Es soll nicht gesprochen werden von den zahlreichen „fortgeschrittensten“ Sozialisten und Anarchisten, die wohl in allen Ländern den Grundsatz Babels betätigen: „Auf religiösem Gebiete erstreben wir den Atheismus“; nein, es gab und gibt in Belgien noch jetzt „anständige“ Leute, „bessere“ Kreise, die der Ansicht waren und sind: Die stabile Erscheinung des reaktionären Katholizismus sei für den Progressisten ein unmöglich Ding. Es liegt Methode und Konsequenz in der Art der belgischen Freidenker „libre-penseurs“ oder „Forts-esprits“ genannt. In den letzten Jahren ist ihr, wie „böse Zungen“ behaupten von den Freimaurerlogen geschürter Einfluß auf das belgische Staatswesen stark im Sinken begriffen. An Stelle liberaler Ministerien stehen nun von streng katholischen Grundsätzen beseelte. In ihren Nachwehen ist aber die liberale Aera noch verspürbar. Die Haupttriebfeder war die religionslose Schule, ihre Frucht die religionslose Familie. Die belgischen „forts-esprits“ lassen ihre Kinder nicht taufen, sich nur auf dem Standesamt trauen, verschmähen bei ihrem Tode geistlichen Zupspruch und lassen sich ohne Priester beerdigen; alles „civil“ nennt man das euphemistisch in Belgien. In Bütlich, der ehemaligen Hauptfeste des belgischen Liberalismus, wohnte ich ca. zwei Monate bei einer solchen „civilen“ Familie. Die Söhne, zwei kräftige Bengel im Alter von 14 und 12 Jahren, hatten ihr

ganzes Leben noch nicht gebetet; sie kannten weder das „Vater unser“ noch das „Ave Maria“, aber alle erdenklichen Fluchworte zählten sie mir auf französisch, wallonisch und vlämisch der Reihe nach auf. In einem Museum, vor einem Gemälde des „letzten Abendmahls“ hörten sie von mir, zum ersten mal in ihrem Leben, den Namen unseres Heilandes, Jesus Christus. „Wozu die Zungen mit dem „überlebten Dram“ vollpfropfen?“ meinte die „liberale“ Mama. —

Denkt man an die italienischen und südamerikanischen „Antiklerikalen“, die „auch“ katholisch und, wenn möglich Mitglieder kirchlicher Bruderschaften sind, an das Manöver von Hunderttausenden von Deutschen, die, weil es so Mode ist, taufen, konfirmieren, kirchlich trauen und beerdigen lassen und im übrigen sich um keinen Gott scheren und prinzipiell das Christentum befehlen, denkt man an alle diese Komödianten, so wird man, abgesehen von dem natürlichen Gruseln, das der fromme Christ empfinden mag, wenn er die kirchenfreie „Zivilität“ der belgischen und französischen Freidenker betrachtet, so wird man, sage ich, das offene Karten-Auflegen und freimütige Betätigen der Grundsätze von Seiten dieser weit weniger verurteilen als das heuchlerische Gebahren der anderen. —

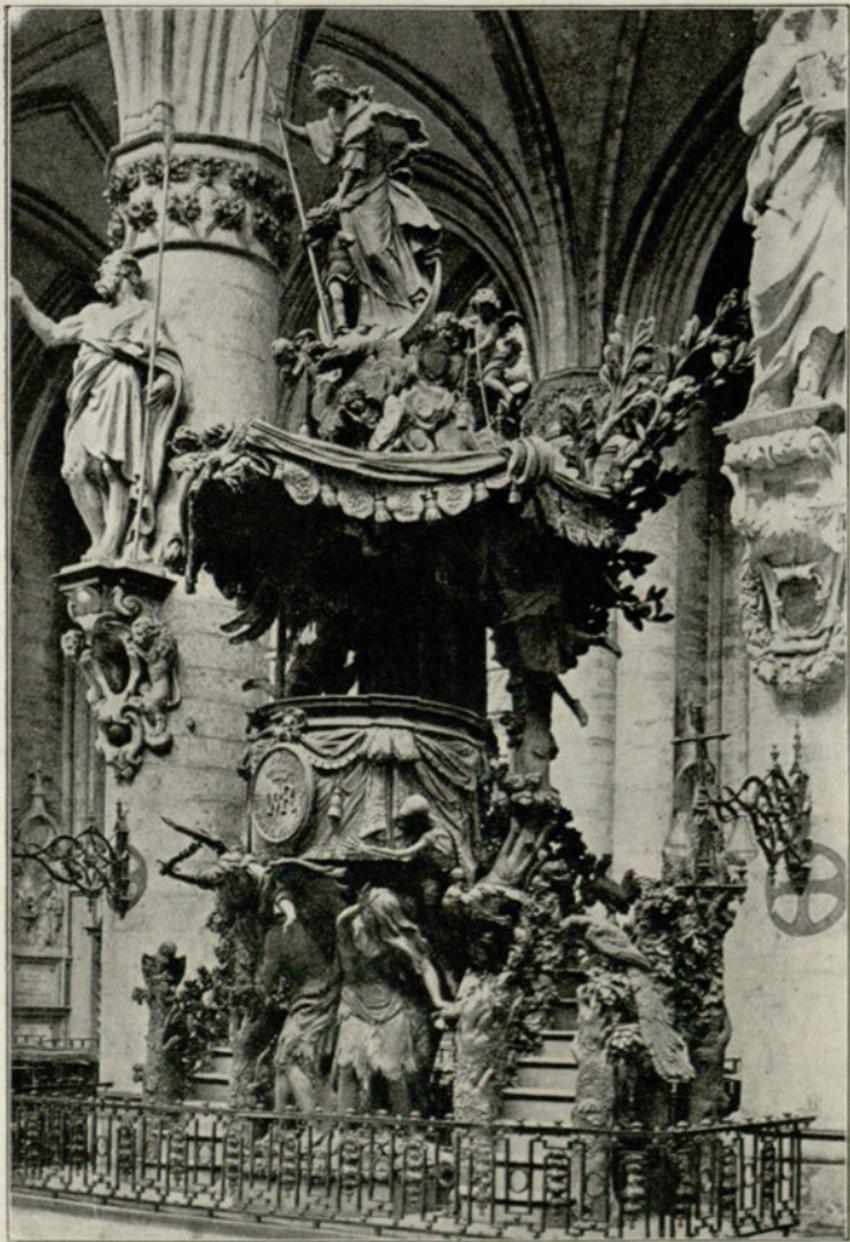
Man rechnet, daß in Brüssel zurzeit noch 12 Prozent der Beerdigungen ohne kirchliche Einsegnung der Leiche erfolgen. Nimmt man 2 Prozent für die in Brüssel lebenden resp. sterbenden ausländischen

Protestanten und wenigen Juden, so haben wir also in Brüssel unter 100 Beerdigungen 10 sogenannte „Enterrements civils“, das ist bürgerliche Begräbnisse.“ Ob ein Begräbnis kirchlich oder „bürgerlich“ ist, kann man nur am Leichenwagen erkennen, ob derselbe von einem Kreuze gekrönt ist oder nicht. Der Priester nämlich geht in Belgien niemals mit auf den Friedhof. Der Sarg wird in die Pfarrkirche gebracht, woselbst die Einsegnung erfolgt, oder auch ein Requiem wird praesente corpore zelebriert. Damit enden die Funktionen des Priesters, da die Friedhofs-erde in Belgien als ausschließlich katholischem Staat bei der Errichtung jedes Friedhofs bereits geweiht wird. — Zwei „civile“ Begräbnisse beschäftigten in Belgien in der Zeit meiner Anwesenheit die öffentliche Meinung und waren Gegenstand von Interpellationen in der Deputierten-Kammer. In Gent war ein Schulmädchen, in Mecheln ein Schulknabe „civil“ beerdigt worden. In beiden Fällen handelte es sich mehr um sozialistische Demonstrationen als sonst was; im ersteren Falle wurde sogar die rote Fahne vorangetragen. Was war erklärlicher, als daß der katholische Unterrichtsminister Schollaert verbot, daß die Schulkameraden der Kinder offiziell zur Beteiligung an diesen antikirchlichen Demonstrationen angehalten würden. Das veranlaßte die Sozialisten, sich in der Kammer ob der „Intoleranz der Klerikalen“ heftig zu beschweren. Ein Sozialist verlas einen Abschnitt aus einem katholischen Blatte, in

welchem das „civile“ Begräbniß des Genter Mädchens etwas derb aber, wie etliche meinten, nicht ganz unzutreffend, mit dem Einscharren eines toten Hundes verglichen wurde. „Ganz richtig! so macht ihrs auch!“ rief nun ein „Alerikaler“ dem Sozialisten zu. Darob stand auf den sozialistischen Bänken der Kammer der Barometer auf Gewitter und Sturm. — —

Die religionslose Schule hatte dem Liberalismus in Belgien eine Zeitlang willkommene Handlangerdienste geleistet. Die religionslose Schule hat aber auch indirekt die liberale Herrschaft in Belgien gestürzt; denn als die Staatsschulen der Religion immer mehr entfremdet wurden, bauten sich die treuen Katholiken Privatschulen, und je mehr die öffentlichen Schulen eine kirchenseindliche Tendenz erhielten, um so höher stieg die Frequenz der Privatschulen. Bald hatte die katholische Schule die Staatsschulen überholt. Die Truppen waren herangebildet, welche die liberale Herrschaft stürzten, im Parlament eine überwältigende Mehrheit erlangten, jetzt in der Fülle der Macht, sogar die Staatsschulen „verklerikalisierten“. — Nur ausdrücklich schriftlich mitgeteilter Wunsch des Vaters kann den Schüler von dem Religionsunterricht dispensieren. Trotz dieser Verbesserung der Staatsschulen „florieren“ die katholischen Privatschulen ruhig weiter. Selbst in dem „radikalen“ Vüttich zählt das staatliche Gymnasium kaum 800 Zöglinge, während das Privat-Gymnasium der Jesuiten über 1200 Schüler zählt. Auch in der Hauptstadt Brüssel zäh-

len die staatlichen höheren Schulen nur  $\frac{2}{3}$  der Frequenz der unter geistlicher Leitung stehenden höheren Lehranstalten. Letztere sind in ganz Belgien fast ausschließlich in den Händen der Jesuiten; die geistlichen Volksschulen sind den christlichen Schulbrüdern, frères chrétiens, anvertraut. Die Jesuiten sind auch Alleinherrscher der Universität in Löwen. Die Jesuiten sind überhaupt an allem Schuld, setzte mir jüngst ein schon beinahe zwei Jahrzehnte in Brüssel lebender, nicht katholischer Deutscher auseinander, diese haben die jetzige „Verklerikalisierung“ der Schule, der Kammer, kurz von ganz Belgien „auf dem Gewissen“. Daß aber eine solche „Fin de siècle“-Stadt wie Brüssel „klerikale“ Abgeordnete in die Kammer sende, dafür bedarf es schon einer besonderen Abart von Jesuiten, und das sind die *Volandisten*; diese sind noch „gefährlicher“ als die „gewöhnlichen“. Von den drei in Brüssel befindlichen Jesuitenklöstern mit je einer stattlichen Kirche besitzen die *Volandisten* das größte und schönste. Unter den Brüsseler *Volandisten* befinden sich Schriftsteller und Gelehrte von Ruf. „Aber das ist ja gerade das Gemeine!“ meinte der erwähnte Herr. — —



Brüssel: Kanzel der Kathedrale.



# Die Kunst in Brüssel

Die Kunst geht nach Brot. Dieses fatale geflügelte Wort scheint in unserm realistischen Jahrhundert allen großstädtischen Theaterdirektoren als höchste und erste Richtschnur zu dienen. Wer wollte es ihnen verdenken? Das große Publikum will nach des Tages Müh' und Last sich ein paar vergnügte Stunden machen, will sich ergötzen, will lachen. Für ernstere Sachen, für „Klassisches“ finden sich die Wenigsten disponiert. Auf diesen „niederen Trieb“ im Menschen rechnen die Impresarii — auch in Belgiens Hauptstadt. Von den ca. 25 Theaterlokalitäten Brüssels gibt es eigentlich nur drei, die nicht ausschließlich dem leichten (Lustspiel, Operetten), leichteren (Schwank, Posse, Singspiel) und allerleichtesten (Varietés) Genre huldigen, das königliche Opernhaus, das Parktheater und die Alhambra. Aber auch hier erfahren wir noch mancherlei Enttäuschungen. Im Parktheater überwiegt das moderne Lustspiel auch noch bei weitem und wird nur in seltensten Fällen durch ein ernsteres, modernes Schauspiel — etwa durch eine Uebertragung

von Sudermanns „Heimat“ — abgelöst. Der Fremde wird mit der Alhambra vertröstet, deren eigentliches Gebiet klassische Dramen seien. Citler Bahn! Vergebenes Hoffen! Wir warten auf ein Stück von Corneille, von Racine oder Molière. Nichts dergleichen! Seit Menschengedenken, d. h. wenigstens seit einem guten Vierteljahre sehen wir hier ausschließlich Erzeugnisse von Dumas und Sardou aufgeführt, bis endlich Emile Zola einen „noch besseren“ Ton hereinbrachte. Eine mittelmäßige Dramatisierung von Zola's „Totschläger“ (L'assommoir) geht wohl wochenlang in der Alhambra über die Bühne.

Das königliche Opernhaus, die rühmlichst bekannte „Monnaie“ bleibt also für den „anständigen“ Mensch in Brüssel der einzige Trost. Für dieses Ensemble nun dürfte auch der, welcher von Haus aus nicht an das schlechteste gewohnt ist, ein unbeschränktes Lob übrig haben. Wir finden das Orchester recht gut, — es befinden sich viele Deutsche in demselben — den Chor sehr stark, und unter den Solisten — meist Franzosen — ganz vorzügliche Kräfte. Der Deutsche hat vielleicht Ursache, über die unqualifizierte Bevorzugung der französischen Opernkomponisten vor den deutschen etwas pikirt zu sein. Gounods „Faust“ — nach der Meinung vieler Franzosen und Belgier auch heutzutage noch die Oper der Opern —, Thomas' „Mignon“, Bizets „Carmen“ und „die Perlfischer“, Massenet's „Manon“ und „Herodiah“ sind ständige Repertoirestücke. „Herodiah“, in der That ein treff-

liches Meisterwerk des „französischen Wagner“ Massenet, dessen Sujet die Heilige Schrift zur Grundlage hat, und dessen Inhalt dem von Sudermanns „Johannes“ aufs engste verwandt ist, erfährt in der Monnaie eine tadellose Wiedergabe. — Von den Italienern kommt in Brüssel Donizetti's „Regimentstochter“ gern zu Ehren. Von deutschen Komponisten hörten wir seit Monaten gar nichts; endlich kam ein Deutscher und zwar ein gewaltiger. Richard Wagners „Meistersinger von Nürnberg“ erlebten in der Monnaie ihre zehnte Wiederholung. Ein weiteres deutsches Werk, das in Brüssel das Licht der Rampen erblickte, war kein anderes als Humperdinck's „Hänsel und Gretel“. Der Text von Adelheid Wette ist von Mendess in das Französische übertragen.

Ueber die Brüsseler Aufführung der „Meistersinger“ dürfte ein weiteres Wort interessiren. Früher theilte ich aus London einmal gelegentlich einer englischen „Tannhäuser“-Aufführung an der Coventgarden-Oper eine Ansicht mit, die dem Gedanken nahe kam, die deutsche Sprache sei bei den Wagnerschen Werken ein integrierender Bestandteil. Diese Ansicht kann aufrecht erhalten werden. Zugegeben mag werden, daß die französische Sprache weit gesanglicher ist als die englische, ferner, daß die französische Uebersetzung der Wagnerschen Werke durch Alfred Ernst eine ganz mustergültige ist, daß namentlich die häufigen Wortspiele mit seltenem Glück und bewundernswertem Geschick nachgeahmt wurden. Ernsts

ausgezeichnete Schrift über Richard Wagner („L'art de Richard Wagner“, L'oeuvre poétique und l'oeuvre musical) verdient das Interesse weitester Kreise. — Man hatte die „Meisterfänger“ an der Monnaie fleißig einstudiert und die Wiedergabe konnte gerechten Ansprüchen genügen. Möchten wir bemerken, daß manche Nuance der Orchesterpartitur besser hätte ausgearbeitet werden können, manche Feinheiten in den Chören unberücksichtigt geblieben seien, so dürften die Belgier uns allzu anspruchsvoll schelten. Die Solopartien waren durchweg gesanglich recht gut vertreten. Der Hans Sachs des Hrn. Seguin war sogar eine hervorragende Leistung. Er führt seine Riesenpartie gesanglich mit einer Ausdauer durch, die ihresgleichen sucht; am Ende klingt seine starke, klangvolle Stimme noch so frisch wie am Anfang. Sehr wirkungsvoll wurde das unvergleichlich schöne Quintett am Schlusse der 1. Szene des 3. Actes vorgetragen. Darstellerisch werden Wagnergestalten auf deutschen Bühnen immer am besten verstanden werden. Eine so urdeutsche Gestalt wie Hans Sachs wird uns auch der begabtere französische Künstler niemals recht glaubwürdig erscheinen lassen können. Alle Illusionen störte uns aber die Darstellerin des Evchen, die wohl eine Kokette und geschminzte Französin, niemals jedoch das Nürnberger Evchen Vogner war. Einige Brüsseler Blätter glauben behaupten zu dürfen, daß die Brüsseler Aufführung die zur Zeit in Paris stattfindende übertreffe. Die Pariser Blätter sind natürlich anderer Meinung.

Die Konzertsaison pflegte zwei hervorragende deutsche Dirigenten nach Brüssel zu führen. Richard Strauß aus München leitete das erste Populäre Konzert in der Monnaie, der selige Felix Mottl das erste Hayekonzert in der Alhambra. Richard Strauß brachte ausschließlich eigene Kompositionen. Von den drei seiner zu Gehör gebrachten symphonischen Dichtungen erlebte eine, „Also sprach Zarathustra“, zu Brüssel ihre überhaupt erstmalige Wiedergabe. Großartige Gedanken und glänzende Instrumentierung verhalfen dem Werke zu einem schnellen Sieg. Alles in allem wußte man nicht, was man mehr bewundern sollte, die Akkommodationsfähigkeit des Monnaie-Orchesters, auf alle Intentionen eines fremden Dirigenten so treffend einzugehen oder die Genialität von Strauß, ein fremdes Orchester so unfehlbar an seinen Taktstock zu bannen. Mottl hatte mit dem Symphonie-Orchester, dessen Mitglieder zum großen Teil aus Angehörigen des Brüsseler kgl. Konservatoriums bestehen, wohl schwerere Arbeit; jedenfalls riß er das Publikum nicht zu solchen Beifallsfalven hin wie Strauß. Das etwas ermüdende Programm und die weniger günstige Akustik der Alhambra mögen ihren Anteil daran haben. Mottls eminente Fähigkeit steht ja außer Frage. Beide Dirigenten hatten zur Verherrlichung der von ihnen geleiteten Konzerte ihre „besseren Hälften“ mitgebracht. Frau Strauß-de Ahna mit ihrer weichen, sympathischen Stimme hatte bald die Gunst des Publikums erworben; Frau Henriette

Mottl war durch eine leichte Indisposition verhindert die volle Ergiebigkeit ihrer Stimmittel zu bewähren.

Jedermann weiß, daß Belgiens bedeutender Kunst-  
ruf nicht auf die Musik oder Poesie sich gründet; in  
den bildenden Künsten hat Belgien das denkbar größte  
Recht, mit den Großmächten — selbst mit Italien —  
zu konkurrieren. Wir denken selbstverständlich in erster  
Linie an die flandrischen Landesteile Belgiens. Die  
Hauptstadt Brüssel ist nun entschieden nicht die Stadt,  
welche die hervorragendsten Erzeugnisse flandrischen  
Kunstsinnes bewahrt. Andere Städte Belgiens sind  
ihr in dieser Beziehung weit voraus. Antwerpen be-  
sitzt die großartigste Kathedrale der Niederlande; in  
ihr bewundern wir das größte aller Meisterwerke von  
Rubens die „Kreuzabnahme“. Im Genter Dom be-  
sichtigen wir das Meisterwerk der Gebrüder van Eyck,  
das sog. Genter Altarbild „Die Anbetung des makel-  
losen Lammes“. In Brügge finden wir die Haupt-  
werke von Memling, besonders den von ihm bemalten  
Reliquienschrein der hl. Ursula und an anderer Stelle  
Michelangelo's sog. Brügger Madonna. Wir gingen  
an früherer Stelle auf all dies ein. Eine Reise durch  
Belgien belehrt uns, daß für den Kunsthistoriker  
Brüssel erst an späterer Stelle in Betracht kommt.  
Brüssels Ruhm in architektonischer Beziehung ist der  
Rathausplatz. Das hervorragende Rathaus sowohl  
als auch die umliegenden Zunfthäuser sind alle im glei-  
chen, spanischen Einfluß verratenden Renaissancestil  
des 16. Jahrhunderts gehalten. Der hervorragendste

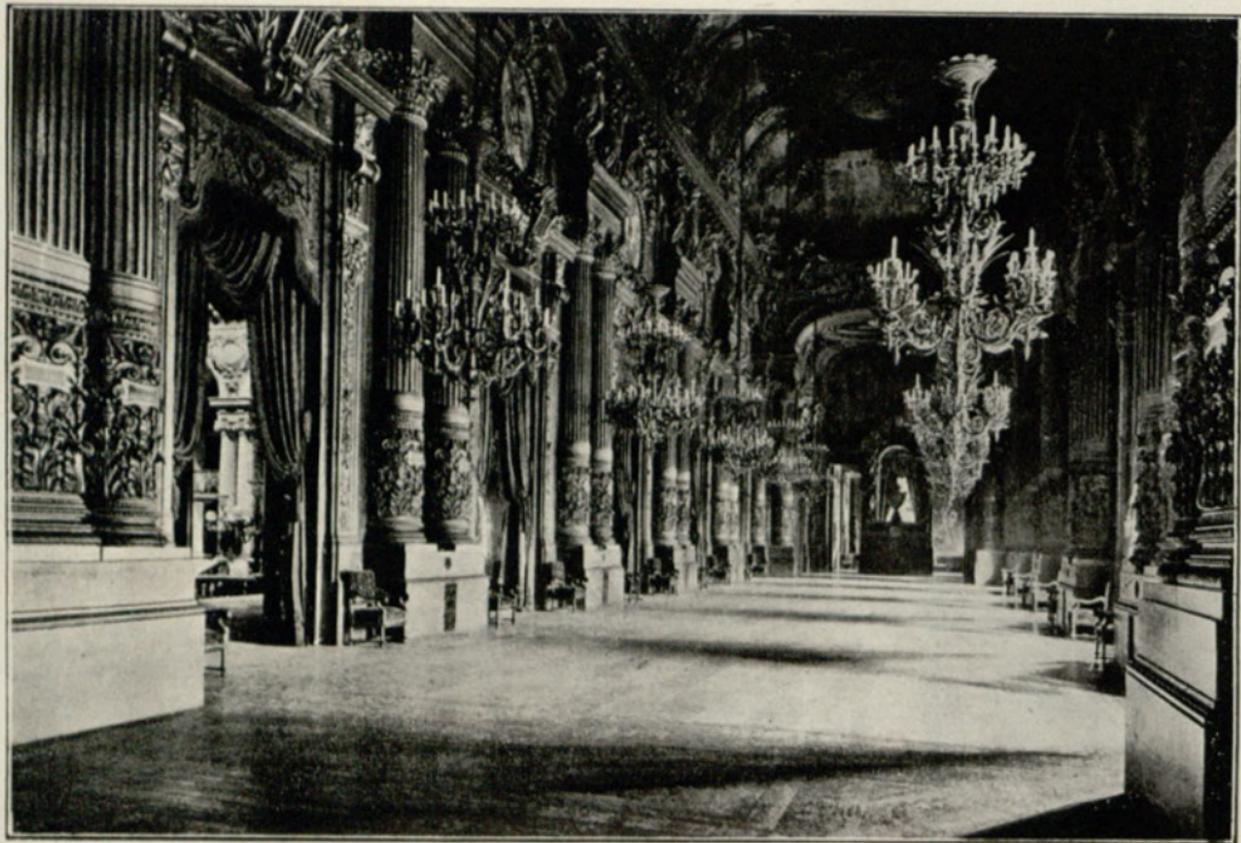
Kirchenbau in Brüssel ist die imposante gothische Kathedrale „Sankt Michael und Gudula“. Das Brüsseler Museum kann gegenüber dem Antwerpener nicht standhalten, besonders was Rubens und van Dyck anbelangt. Auch die großartige Rubenssammlung in der Münchener Alten Pinakothek wird dem Rubensforscher noch mehr Aufschlüsse bringen als das Brüsseler Museum.

Eine originelle Erscheinung der Brüsseler Kunst bilden die in einem eigenen Museum aufgestellten Riesengemälde des Malers Bierz (1806—1865). Versuchte Richard Strauß in einer seiner Kompositionen die Nietzschsche Philosophie vom Uebermenschen in Töne zu bringen, so suchte sie scheinbar Bierz auf die Leinwand zu bannen. Es genügt zur Charakteristik einige Sujets, die Bierz behandelte, anzuführen: „Kampf des Bösen mit dem Guten“ — „Vision eines Enthaupteten“ — „Der Selbstmörder“ — „Die Scheintote“ — „Totgeburt eines Kindes“ — „Die Kindsmörderin“ — „Hunger, Wahnsinn und Verbrechen.“ — Von Bierz ist auch das übergroße Hochaltarbild „Flucht nach Aegypten“ in der Kirche der Brüsseler Redemptoristenpatres „Sankt Joseph“. Bierz starb im Irrenhause.

# P a r i s

---

Wer die französische Hauptstadt, Paris, das Herz von Frankreich, einmal gesehen hat, auf den wird sie einen starken Reiz ausüben, und der Wunsch, wieder einmal ein paar vergnügte Wochen in ihr zu verleben, wird sich bald einstellen. Viel gibt es zu sehen, zu lernen, reiche Erfahrungen sind zu sammeln. So oft du nach Paris kommst, andere Eindrücke wirst du empfangen, Neues sehen, Neues hören, Neues kennen lernen. Füllen doch die Kunstsammlung des Louvre allein 360 Säle, und es ist eitel Ruhmrederei, wenn man bei kurzem Aufenthalt in Paris zwei oder drei Tage auf den Louvre — d. h. einige Vormittagsstunden — verwendet und dann prahlerisch sagt: „ich habe „alles“ im Louvre gesehen“. Besser als ganz flüchtige Blicke auf ein verwirrendes Zuviel ist die Auswahl einzelner Abteilungen, die besonders interessieren. So warf ich mich diesmal auf die Bildhauerkunst: die Säle der Renaissance-Skulptur. Hier erweckt vor allem der Saal des Michelangelo unser Interesse: die beiden Marmor-Statuen ge-



Paris: Foyer der großen Oper.



fesselter Sklaven, die für das beabsichtigte großartige Grabmal des Papstes Julius II. bestimmt waren. Zur Bewunderung reizt besonders die große Schönheit und der schmerzgefüllte Gesichtsausdruck des sterbenden, jüngeren Sklaven hin. Welche geniale Kraft, so viel Seele in den rauhen Stein hineinzu-meißeln! Aber in Einzelheiten darf ich mich nicht verlieren. In den Sälen der modernen Bildhauerkunst beweisen die Werke eines Houdon, Carpeaux und Rude, wie gerade in der Darstellung körperlicher Grazie die französischen Bildhauer bis zur neuesten Zeit unübertroffen sind. Die Sammlungen des Luxemburg-Museums bestätigen diesbezüglich die im Louvre gesammelten Erfahrungen. Ich nenne nur zwei ganz ergreifende Stücke neuer christlicher Plastik: Becquet: „Heil. Sebastian“, Falguiere: „Der christliche Märtyrerknabe Sankt Tarzifius.“

Und daneben erbaut uns wieder die Kunst in den Pariser Kirchen. Wir betreten die altherwürdige gotische Kathedrale Notre Dame; geheimnisvoll leuchten in ihrem tiefen mystischen Dunkel die großen, buntfarbigen Glasfenster. In einer Kapelle hinter dem Hochaltar wird ein junges Paar getraut. Hoffnungsfreudige Gesichter strahlen mir entgegen. Ich schreite nur wenige Schritte weiter. In einer Seitenkapelle des rechten Seitenschiffs ist soeben ein Sarg niedergestellt worden. Ein Priester besprengt ihn mit geweihtem Wasser. Eine jugendlich Entschlafene erhält den letzten Scheidegruß.

Walter Rothes: Aus verschiedener Herren Länder.

Dort wurden Hoffnungen gefaßt, hier solche zu Grabe getragen. Auch die anderen bedeutenden Kirchen erhielten wieder einen Besuch: die vornehme Madeleine-Kirche, die mit ihrem umgebenden Säulen korinthischer Ordnung an einen antiken Tempel erinnert, die Kirche St. Eustachius mit ihren gewaltigen, edlen Verhältnissen im Innern, Saint Germain de Près und Saint Sulpice mit herrlichen Freskomalereien von Hippolyte Flandrin, Delacroix, Vandelle u. a. Sankt Augustin, Sankt Etienne du mont usw. In der Dreifaltigkeitskirche machte ich die angenehme Erfahrung, daß man während der Sonntagsmesse für einen Sitzplatz nicht mehr zu zahlen verpflichtet ist, ein Entgegenkommen ärmeren Bevölkerungskreisen gegenüber, das sich belohnen wird. Ich kletterte auch auf den Gipfel der Butte von Montmartre herauf zur großartig gewaltigen, romantisch-byzantinischen Herz-Jesu-Kirche, diesem auf dem höchsten Punkte der französischen Hauptstadt errichteten, mächtigen Wahrzeichen des christlich gesinnten Frankreichs. Von den Katholiken des ganzen Landes sind zu diesem Bau 20 Millionen Franken gesammelt. „Und doch“ — so sagte mir der Sakristan — „wir rechnen jeden Tag mit der Möglichkeit, daß uns die kirchenfeindliche Regierung diese Kirche einfach konfisziert!“ Nun, ich denke, bei aller Kirchenfeindlichkeit wird sich die Regierung doch schwer hüten, zumal der Bau sozusagen ganz aus Privatmitteln errichtet ist. Außerdem ließ sich das ganz auf den katholischen Kult zugeschnittene Gotteshaus

auch gar nicht in dem Sinne wie das Pantheon als „Ruhmestempel für berühmte antiklerikale Republikaner“ verwerten. Stiftungsgemäß ist Tag und Nacht in der Herz-Jesukirche das Allerheiligste ausgesetzt und ununterbrochen von einer Schar frommer Väter verehrt. — Das beste Beispiel des kirchlichen Barockstils in Paris ist die 120 Meter lange Sankt Rochuskirche. Hier machte ich eines Abends den Schluß des „ewigen Gebetes“ mit. Die riesige Kirche war sehr gut gefüllt. Der Kirchenchor von Sankt Rochus bewährte seinen ausgezeichneten Ruf. Eine Männerprozession durch die Kirche beschloß die Feier. Viele Hunderte von Männern, aus allen Ständen, vom Jüngling bis zum hochbetagten Greis, folgten dem Sanctissimum mit brennenden Kerzen. Ein erhebender Anblick! Aber wo waren diese Männer, als man in der Abgeordnetenversammlung der Kirche harte Fesseln schmiedete? —

Jenseits der Seine, unweit der schönen Kirche der hl. Motilde, strahlten mir früher immer von einem ansehnlichen Hause die Wappenschilder des Papstes und des Erzbischofs von Paris entgegen. Jetzt lese ich statt dessen dort über dem Eingang: „Arbeitsministerium.“ Auch das große Priesterseminar bei Sankt Sulpice ist geräumt. — So ändern sich die Zeiten! Wenn nur wenigstens jene, die es angeht, aus den veränderten Zeitumständen etwas lernen wollen!

\* \* \*

Wenn man das Straßengewirr der Millionenstadt Paris durchwandert oder auch auf dem „Imperial“, dem Oberdeck eines Omnibus, durchfährt, so kann man seine Augen gar nicht schnell genug spazieren führen, um alle die Eindrücke, die sich zufällig bieten, aufzunehmen in den Straßen der Geschäftswelt, den Boulevards, den elegantesten Vierteln, den Champs Élysées, und den Arbeiterquartieren la Villette, Grenelle, den Schlupfwinkeln der Anarchisten und Apachen. Dort die „haute volée“, der Crème, die Elegance, die Französin der ersten Gesellschaft, so pikfein, für jedes Modejournal ein Muster, die „Taille“ so unglaublich schlank, das Korsett so polizeiwidrig eng geschnürt und hier jene massiven Weiber, roh, derb, ungeschlachtet, mit viehischem Ausdruck, die Zuhälterinnen der Pariser Verbrecher. Als „Damen der Halle“ spielten sie in der französischen Revolution eine Henkersrolle. Dieser Schlag ist noch nicht ausgestorben! — Wenn man einen Blick wirft in die Schaufenster der Pariser Geschäftswelt, — von Magazinen wie die des Louvre und au bon marché ganz zu schweigen — was man da nicht alles kaufen kann! d. h. wenn man die nötigen Gelder hätte. Einer Straße schenkte ich diesmal meine besondere Aufmerksamkeit, der Rue Faintbont. Hier wohnt ein Antiquar neben dem andern. Ganze Wohnungseinrichtungen aus den verschiedensten Jahrhunderten, in allen Stilen, aus irgendwelchen Schließern, liegen hier aufgespeichert, Kunstgegenstände aller Art; wer weiß, wieso sie hierher kamen. An einem

Bronzeguß von einem Meter Länge „Johannes der Täufer als Knabe“, nach dem Original des Dubois von Barbedienne gegossen und einem Terrakotta-Relief, nach della Robbia, einer heiligen Jungfrau, die das göttliche Kind anbetet, bin ich auch hängen geblieben. Jetzt schmücken sie mein Schreibzimmer. Der Kenner kann in der Rue Faidbont billig an manches sehr Wertvolle kommen. Doch nun heraus aus der dumpfen Krämergasse in den großen, freien, mit Denkmälern und Blumenbeeten reich verzierten Tuileriengarten. Hier treiben gerade höhere und niedere Knabenschulen unter der Aufsicht ihrer Lehrer — ein Priester (Abbé Numonier) und ein „frère chrétien“, christlicher Schulbruder, waren auch darunter — wilde Bewegungsspiele. An dem dabei offenbarten lebhaftesten Temperament und der beweglichen Grazie dieser jungen Franzosen durfte der deutsche Beobachter seine Freude haben.

Daß man die Abende in Paris gern dazu benutzt, um in Kunstgenüssen jeder Art zu schwelgen, wer wollte das jemandem verdenken. So bot mir einen hohen seltenen musikalischen Genuß ein Symphoniekonzert des 105 Künstler starken Orchesters der „Konzerte Kolonne“ unter persönlicher Leitung von Eduard Kolonne. Solt spielten ein 14jähriges Mädchen auf dem Klavier: große Fantasie und Fuge von Bach-Vizt, Fräulein Lucie Caffaret, und ein Herr Monteur eine Fantasie von Hue auf der Bratsche, beide mit großer Bravour. Weit mehr aber rissen mich fort die beiden

Symphonien, die das Orchester geistvoll und technisch vollendet wiedergab: die „fantastique“ von Hector Berlioz und die „Domestika“ von Richard Strauß. Musterhaft war die Haltung des Publikums. Tausende füllten bis zum letzten Platz das Theater Chatelet, wo das Konzert stattfand, doch atemlose Stille herrschte während aller Aufführungen. Durch einen Zufall saß ich neben den Zöglingen eines Blindenheims. Man weiß, daß die des Gesichts Beraubten in bezug auf Gehör meist besonders begabt sind. Neben mir saß ein etwa 15jähriger blinder Knabe. Der ganze Körper — man konnte es an den Armen und Händen besonders erkennen — zitterte förmlich vor den Gehalt der Musik mitsühlender, innerer Ergriffenheit. Die Tränen rollten ihm zeitweise nur so über die Wangen. Ich muß sagen: mehr noch als die rauschenden Harmonien der Symphonie erschütterten mich diese lichtlosen, tränenvollen Kinderaugen.

In der großen Oper genoß ich die „Ariadne“ von Massenet, Text von Stautulle Mendes. Was an blendender Instrumentierung, an süßlich einschmelzender Melodie möglich ist, hat Massenet hier gegeben. Und dazu passen die feenhaften Dekorationen und Ballets, die magischen Beleuchtungseffekte, die dem mythischen Stück zu einer traumhaften Wirkung verhelfen. Das Opernpersonal der Opéra comique gab Mascagnis musikalisches Eifersuchtsdrama, „Cavalleria rusticana“, mit echter durchdringender, südlicher Leidenschaftlichkeit, ferner Puccinis reizvolle

lyrische Oper „La vie de Bohème“, die das Künstlerleben im Montmartreviertel von Paris schildert, mit solcher Lebendigkeit und Wahrhaftigkeit in den Volks- und Massenszenen, wie das eben nur geborenen Schauspielern, wie es die Romanen sind, gelingen kann. Die Bestätigung hierfür fand ich auch im Odeontheater im „Quartier latin“, wo man Shakespeares Julius Cäsar in der Gramontischen Uebersetzung gab. In der großen Forumszene mit der Leichenrede Mark Anton's spielten nicht nur an hundert Personen zugleich äußerst lebendig, nein alle durchlebten gleichsam seelisch den geistigen Gehalt der Szene. — In der „Comedie-Francaise“ sah ich Molières „Tartüffe“ und zwei weitere kleine Lustspiele in vollendeter Wiedergabe, im „Theater Sarah Bernardt“ gab die „göttliche“ Sarah die heilige Therese in Katusse Mendes „Vierge d'Avila“ ergreifend visionär und durchaus würdig. Und von den zahlreichen Mönchen und Nonnen, die in diesem Stücke auftraten, wurde auch nicht eine karikiert. — Sarah Bernardts jugendliche Rivalin, Madame Rejane, verkörperte in ihrem Theater die „Savelli“ in Maureys Schauspiel gleichen Namens. Welches packende Feuer der Leidenschaft glüht in dem Spiel dieser Dame. — Ganz leichte Kost in glanzvollsten Arrangements spenden die ersten Pariser Varietés: „Casino de Paris“ und „Folies Bergères“: Chansonetten, Akrobaten, Balletts und Feerien. Scheinbar trifft man hier das eleganteste Publikum von Paris, Da-

men, die mehr als hunderttausend Franken an Wert in Diamanten und Perlen um sich hängen haben. Und wenn man dann erfährt, was das für „Damen“ sind, die man zuerst für mindestens Herzoginnen gehalten hat! Schwamm drüber! — Ich kann nicht schließen, ohne zu verraten, wo ich in Paris „am liebsten“ gespeist habe. Das war gegenüber der Comédie-Française, bei Gazal. Da gab es für 3 Franken 6 Gänge und dazu gratis eine halbe Flasche Champagner. Deswegen geht man dort gern mehr als einmal hin.



Paris: Inneres des Invalidendoms mit dem Grab Kaiser Napoleons I.



# Pariser Kirchhofsgedanken

Mit schwarz umflorten, roten Fahnen bewegte sich ein langer Zug von wild ausschauenden Männern, Frauen, halbwüchsigen Burschen und Mädchen, ja Kindern durch das Ostviertel von Paris nach dem großen Friedhof Père-Lachaise. Sie schritten an dem großen Staatsgefängnis la Roquette vorbei; trotzig hinweg über den Platz auf welchem die Hinrichtungen stattfinden. Ob sie alle ganz sicher waren, daß ihrer dies Los niemals harrte? Hier erschossen 1871 die blutdürstigen Kommunarden den ehrwürdigen greisen Erzbischof von Paris, Msgr. Darboy. Wie viele von jenen, die jetzt hier, revolutionäre Lieder brüllend, vorbeiziehen, wären nicht gleicher Untat fähig? Es galt heute, den wiederkehrenden Todestag eines großen Revolutionärs und Atheisten zu feiern; deswegen der große demonstrative Zug, deswegen die roten Fahnen, deswegen die mit roten Schleifen geschmückten großen grünen Kränze. Jetzt trat die Spitze des Zuges durch das Eingangstor des gewaltigen, nach dem Jesuitenpater Lachaise benannten Friedhofes. Der gute Pater! Er

hätte sich wohl bei dem Gedanken im Grabe umdrehen mögen, daß Revolutionäre auf dem ihm einst gehörigen geweihten Grundstücke heute gottlose Orgien feiern.

Sinnend sah der Beschauer den Zug der revolutionären Anarchisten und Sozialisten sich durch die langen Friedhofswege schlängeln, vorbei an tausenden von Gräbern, geschmückt mit dem heiligen Symbol des Kreuzes. Wie mächtig hätten alle jene Kreuze ihnen zurufen müssen: Geht in Euch! Denkt an das Ende! Aber bei jenen, die da vorbeizogen, konnte die so beredte, stumme Sprache des Kreuzes keinen Anklang mehr finden. Hätte sonst nicht jenes mit so innigem Empfinden zart gemeißelte Marmordenkmal eines betenden Kindes — dem zu früh entschlafenen Liebling von einer christlichen Mutter gesetzt — gleich links am Eingang eindringlich zu ihrem Herzen reden müssen, gleichsam laut schreien zum Herzen jener Männer und Frauen, die ihre Kinder hier an diesem Zuge teilnehmen ließen, damit Aufreizungen gegen die Mitmenschen, schändliche Gotteslästerungen nur recht frühzeitig auf sie einwirkten.

Man erlasse dem, der in einiger Entfernung der trostlosen Feier am Grabe des Atheisten anwohnte, dieselbe hier zu schildern, die frivolsten Ansprachen aufzuschreiben, die jene hielten, die Kränze niederlegten. Nur jener 16jährige Bursche will mir nicht aus dem Sinn, der mit stürmischem Schritt, wirrem Haar und unheimlich funkelndem Blick an das Grab trat: „Meister! Wir schwören Dir, Deinen Ideen, Deiner

Devise treu zu bleiben; hoch und heilig schwören wir es. Und wie lautete die Devise? Auf dem Kranze, den der Knabe auf dem Grabe niederlegte, war sie mit vergoldeten Lettern der roten Schleife aufgeprägt: „Ni Dieu ni Maitre!“ — —

Der Zug der Revolutionäre hatte sich verzogen. Und der Unbeteiligte trat näher zu dem Grabe, beschaute, soweit es die zahllosen Kränze und roten Schleifen gestatteten, die liegende Bronzestatue des gefeierten Toten. Wahrlich, seine trotzig-freche Miene war von Dalou trefflich ziseliert. Unweit von diesem Grabe liegt das eines anderen Gottesleugners. Auch hier lagen frische Kränze; auch hier konnte man auf den Schleifen gotteslästerliche Sprüche lesen.

Dann aber wurde der Wanderer angeekelt von dieser Gottlosigkeit an geweihter Stätte. Und es trieb ihn fort aus diesem Teile des Friedhofs die Avenue de la Chapelle hinauf zur höchsten Stelle des Gottesackers, wo eine Kapelle zum Gebet einladet. Von hier schweifte der Blick weithin über die Millionenstadt, vom Paris der Toten auf das Paris der Lebendigen. Der wüste Lärm der Stadt erscholl bis hier hinauf.

Soeben verließen die letzten der demonstrierenden Rotte den Friedhof. Und jetzt erst umging mich jene weihevollere Stimmung, die eine Begräbnisstätte für den Christenmenschen haben muß. Da fiel der Blick auf eine Reihe schlichter Stein-Kreuze; üppiger Epheu rankte sich an ihnen empor. Je ein weiblicher Name war auf jedem Kreuze die Inschrift: Agnes . . Appol-

lonia . . Josefa . . Walpurga und so fort. Es waren Nonnengräber. Die „kleinen Schwestern der Armen“, *petites soeurs des pauvres*, harrten hier der ewigen Belohnung. Und manch' einer blieb gerührt stehen an diesen Gräbern und sprach ein kleines, stilles Gebet für diese Wohltäter der Menschheit. Und nun kam eine Nonne und begoß mit einer Gießkanne die Blumen, die täglich dankbare Hände auf diese Gräber streuen, ein Engel der Barmherzigkeit, bleich und abgehärmt im angestregten Dienste für die Mitmenschen; aber der Friede des Himmels leuchtete in den blassen Zügen. Welch' ein Kontrast! Diese stille Grabesfeier und jene geräuschvolle, schändliche der Gottesleugner! Unwillkürlich steigt die Schamröte ins Gesicht jedes recht Denkenden. Jene Rotte darf ungestört ihre gotteslästerlichen Orgien feiern, das Höchste und Heiligste beschmutzen, aber den Barmherzigen Schwestern wird ihr Dasein unmöglich gemacht; man treibt sie heraus aus Klöstern und Hospitälern.

Es schaudert dem Wanderer, daran zu denken. An der Hand der Gräber, die ihn auf dem Père-Lachaise umringten, versenkte er sich in die Vergangenheit. Wie ein Traum aus den Zeiten romantischer Ritterspiele mutete unter hohem Baldachin der Sarkophag ihn an mit den liegenden Statuen von Abelard und Heloise († 1141). Und weiter brachten die Gräber die Geschichte Frankreichs in Erinnerung: Denkmäler aus der Zeit des Königtums, der Revolution, des Kaisertums, der Herrschaft der Kommune, der Republik, von

Staatsmännern, Generalen, Gelehrten, Künstlern, schlichten Bürgern. Der Name von manchem, der hier ruht, ist weit über Frankreichs Grenzen bekannt: Alfred de Musset, Rossini, Auber, die Rachel, Kasimir Périer († 1832), Raspail, Cherubini, Chopin, Bellini, Boieldieu, Scribe, General Foy, Börne, Lafontaine, Molière, Laplace, Michelet, Thiers, Bizet. . . . .

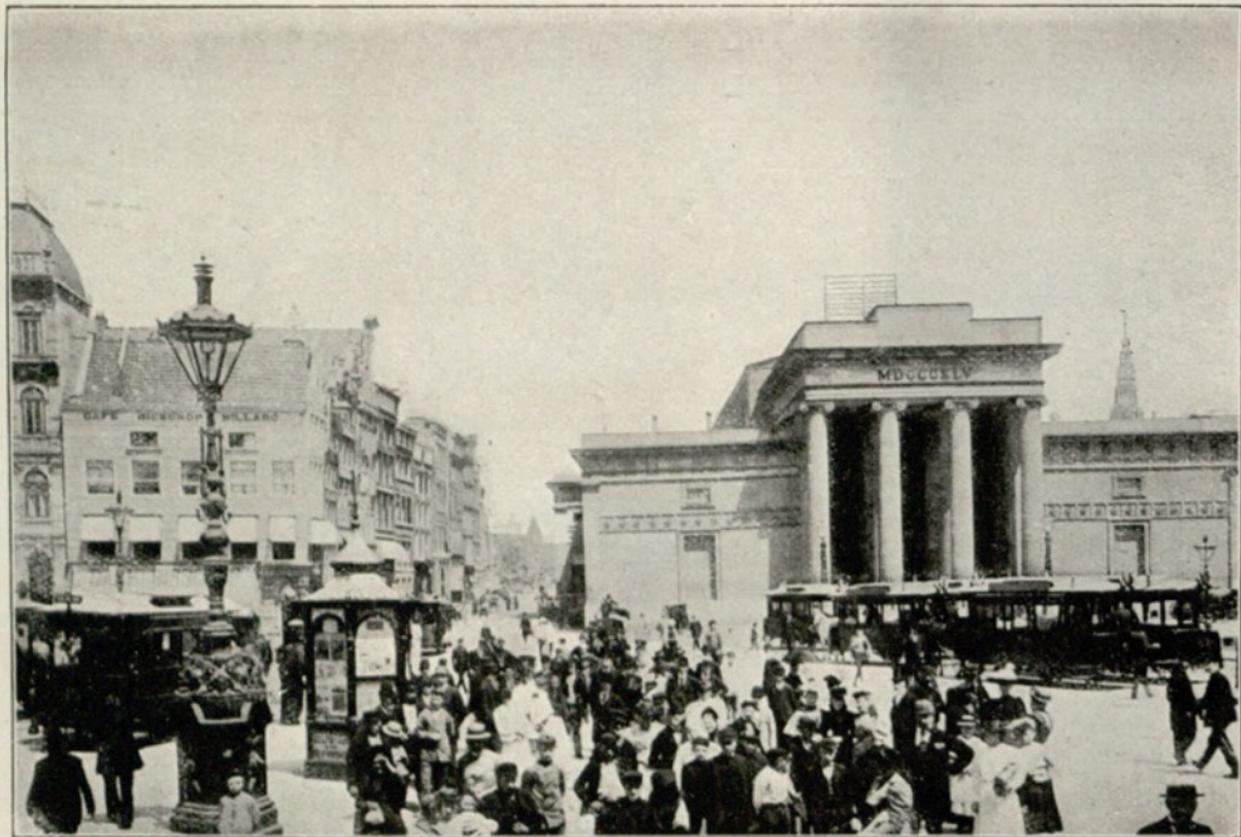
Was könnten die Gräber vom Friedhof Père-Lachaise uns nicht alles erzählen! — —

Es war ordentlich wohltuend für unsere Nerven, als wir von einem so quecksilberigen, überaus nervös gewordenen Volke wie die Franzosen, von den unruhigen, aufgeregten Belgiern wieder einmal zu einem Volke kamen, das sich durch eine so klassische, stoische Ruhe auszeichnet wie die Holländer. Hollands Ruf verbreitet sein Käse und sein Cacao. Das Land hat aber außerdem noch eine ganze Anzahl anderer guter Eigenschaften. Was uns am Holländer am meisten imponiert, ist sein großer Sinn für Reinlichkeit. Wie glänzt Gasse und Straße in Dorf und Stadt! Welche geradezu peinliche Sauberkeit selbst in der ärmsten Hütte! Es berührte uns eigentümlich, daß ein Volk wie die Holländer, bei welchen der Sinn für Kunst und Aesthetik eigentlich sehr gering ist, doch eine so große Liebe zur Reinlichkeit und Sauberkeit hat, während z. B. ein für Kunst und Aesthetik so hoch begabtes Volk wie die Italiener doch für Seife und Seifenlauge so wenig Sympathie hat. — Der Holländer, das heißt der kleine Bürger, der Mann aus dem Volke,

ist freundlich und offenherzig; er erzählt gern und unaufgefordert, von seinen Familienangelegenheiten und was gerade sein Herz erfreut und bedrückt. Anders der reiche Holländer, der den Vornehmen spielen will, der Großkaufmann; wir finden ihn sehr reserviert, steif und kalt, jedes Wort läßt er sich herausziehen; merklich sticht er in seinem Umgangsformen gegenüber dem höflichen, gebildeten Franzosen ab. Holland hat, was seine Entwicklung, sein Aufblühen und seine internationale Bedeutung für Kunst und Wissenschaft angeht, sich von seinem Nachbarstaat Belgien in der Zeit weit überflügeln lassen. Holland besitzt auf 32 999 Quadratkilometer 4 669 576 Einwohner, während in Belgien auf nur 29 457 Quadratkilometer 6 800 000 Einwohner kommen. Auf unserer Reise durch Holland besuchten wir zunächst Rotterdam, die berühmte, große Hafenstadt, in der uns zum ersten Male die den holländischen Städten eigentümlichen zahlreichen Wasserstraßen auffielen und die uns — falls die umgebende Poesie nicht zu sehr fehlte — fast an Venedig erinnerte. Haag, die Residenzstadt der Königin, entzückt uns durch seine geschmackvollen Parkanlagen und vornehmen Villenviertel, den Weiher, den Binnenhof, die Gemäldegalerien im Moritzhaus und des Barons von Steengracht; das weltberühmte Nordseebad Scheveningen durch die Poesie seines Fischerlebens. In Amsterdam, der Haupt- und Welthandelsstadt, erheischen ein hervorragendes Interesse das Reichsmuseum, das Museum Fodor, die

mir in lebenswürdigster Weise zugänglich gemachte Privatsammlung des Herrn Sir, der zoologische Garten, einer der größten der Welt, das Judenviertel, auf das wir noch später zurückkommen, schließlich der Begijnenhof, eine bedeutende katholische klösterliche Anlage, welche die Stürme der religiösen Revolutionen überdauernd, von dem 14. Jahrhundert an bis auf den heutigen Tag durch Armen- und Krankenpflege Segen verbreitet. — In *Harlem* besuchen wir im dortigen Rathaus die Jägerstücke, Schützengemälde von Franz Hals.

Einige kurze Bemerkungen über holländische Kunst seien hier gestattet. Der Kunstsinne der Holländer ist, wie schon angedeutet, beschränkt; sie können sich mit den Italienern und Flamen in bezug auf monumentale Malerei nicht messen. Das außergewöhnliche malerische Können eines Rembrandt, eines Ruysdael ist hiermit nicht verkannt. Ein solch vorzüglicher Porträtmaler resp. Landschaftsmaler wie die eben erwähnten, vermochten wohl für kurze Zeit etliche Kunstjünger zur Nachahmung zu begeistern, aber dieser Strom holländischer Kunstbegeisterung, dem wir die tüchtigen Werke eines Franz Hals, eines Bartholomeus van der Helst, eines Jan Steen, Paul Potter usw. verdanken, war nur allzubald wieder verfliehet. Kirchliche Kunst hat in Holland niemals geblüht, selbst die großen Kirchen aus dem Mittelalter sind plumpe klobige Backsteinmassen. Bei dem Wechsel des Kults im 16. Jahrhundert, als die bis dahin katho-



Amsterdam: An der Börse.



lischen Kirchen „reformiert“ wurden — nur in den Provinzen: Nordbrabant, Limburg, Seeland und Friesland blieben die Kirchen dem katholischen Kult erhalten — wurden alle Kunstwerke im Innern dieser Kirchen eine Beute des puritanischen Fanatismus. Mit wahrer Wonne, mit einer Begeisterung, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, zerschlugen und zerstückelten diese „Reformatoren“ vulgo Bilderstürmer alle ihnen erreichbaren Altäre, bunte Fenster, Statuen und Gemälde, ohne nach dem devotionellen und künstlerischen Werte dieser Gegenstände auch nur im entferntesten zu fragen. Fresken, welche die Wände schmückten, wurden übertüncht, das öde Innere durch eine Holzdecke, durch grobe Holzbänke verunstaltet. Das wäre, was der Kunsthistoriker von dem „reformierten“ Teile der mittelalterlichen Kirchen Hollands zu berichten hätte. In den neueren holländischen katholischen Kirchen erfreut uns häufig reiches kunstvolles Holzschnitzwerk an Chor- und Beichtstühlen und besonders an der Kanzel. Blämischer Einfluß dürfte hier wohl maßgebend sein, wenn nicht gar die Kunstwerke zur Ausführung belgischen Künstlern anvertraut waren.

Hieran anschließend dürften einige Notizen über die heutige Lage der katholischen Kirche in Holland von Interesse sein. Da man sich heutzutage in Holland in religiösen Dingen der größten Toleranz erfreut und die „reformierte“ Kirche weites Terrain an Sekten, die sich fortwährend von ihr loslösen, verliert, so

Walter Rothes: Aus verschiedener Herren Länder.

stehen die Aktien für den Katholizismus denkbarst gut. In der That erkennt heutzutage wieder ein gutes Drittel der holländischen Bevölkerung den römischen Papst als sein kirchliches Oberhaupt an. Nicht nur in den schon benannten katholischen Provinzen erfreut sich die Kirche besten Wohlergehens, sondern auch in den Provinzen mit mehr oder minder starker protestantischer Majorität gewinnt die katholische Kirche — gerade infolge der Zerstückelung des dortigen Protestantismus — fortwährend an Zuwachs.

In der Hauptstadt Amsterdam besitzen die Katholiken heute 20 theils recht stattliche Kirchen, während die einst hier allein herrschenden holländisch Reformierten nur deren 11 in der Hauptstadt haben. Amsterdam besitzt an seiner Universität einen vom Bischof von Harlem zu besetzenden Lehrstuhl für thomistische Philosophie und ein katholisches Gymnasium. In Haag mit einem Drittel katholischer Bevölkerung sind die neuen katholischen Kirchen „St. Jakobus“ und „St. Joseph“ die prächtigsten der Stadt. Das Ordensleben entfaltet sich in Holland frei und ungehindert. Die Jesuiten haben in Rosendael ihr größtes Kloster, einen imposanten Häuserkomplex. Viele deutsche Patres halten sich hier auf. In Valkenburg, unweit der deutschen Grenze, ist eine ausschließlich deutsche Jesuitenniederlassung. Ein viertel Tausend deutsche Jesuiten sollen sich dort befinden. Hu! In Amsterdam pastorieren Jesuiten die beiden großen Kirchen „St. Ignatius“ und „St. Franziskus Xaverius“. Do-

minikaner, Franziskaner, Kapuziner besitzen in Holland bedeutende Niederlassungen. Vom Amsterdamer Begijnenhof haben wir vorhin gesprochen. —

Eine Uebersicht über holländisches Sektenwesen geben die Kirchen resp. Bethäuser, die Amsterdam in seinen Mauern vereinigt. Wir lassen sie frei nach uns vorliegenden statistischen Angaben folgen, selbst wenn ein oder der andere Neubau aus allerjüngster Zeit hier noch nicht mitgerechnet ist. Neben den erwähnten 20 katholischen und 11 reformierten Kirchen besitzt Amsterdam folgende Bethäuser: 2 wallonisch, 1 englisch-episkopal, 1 englisch-presbyterianisch, 1 für Remonstranten, deren Kirchengesellschaft kein festes Glaubensbekenntnis, gar kein Symbol hat und die Bibel als einzige Richtschnur des Glaubens und Lebens hält, 2 evangelisch-lutherische, deren Bekenner mehr den Geist als den Buchstaben der Augsburger Konfession festhalten, 1 „hergestellt“-lutherisch, welche Gemeinde sich 1791 von der größeren lutherischen trennte und die ganze Substanz der Augsburger Konfession als Glaubensnorm für sich aufstellte, 1 für Mennoniten, bei welchen die Taufe erst bei herangereiftem Alter stattfindet, 3 christlich-reformierte oder „christlich-abgeschiedene“, 2 dolierende (ultra-orthodoxe), die aus der Synode ausgeschieden sind. Hierhin gehören schließlich 2 Kapellen der Jansenisten, die in Holland eine ähnliche Rolle spielen, wie in Deutschland die sog. Altkatholiken, das 1880 erbaute Vereinigungslokal der freien Gemeinde, etliche Versammlungsräume der

Heilsarmee und — Ende gut, alles gut — 10 Synagogen. Welchen negativen Eindruck dieses Sektengewirr auf den Reisenden macht, der aus katholischen glaubenseinigern Ländern, wie Belgien und Frankreich kommt, läßt sich leicht denken. —

Wir haben erwähnt, daß es in Amsterdam zehn Synagogen gibt. Das Ding hat seine Richtigkeit. Die Juden bilden ein Zehntel der Bevölkerung von Amsterdam. Man zählt dort 30 000 sog. deutsche und 3500 sog. portugiesische Juden. Amsterdam ist das „zweite Jerusalem“. Die portugiesischen Juden, die deutschen, die polnischen, die russischen Juden entzogen sich gern den Bedrückungen, welchen sie anderwärts ausgesetzt waren, und wanderten nach Amsterdam aus, wo sie nicht nur völlig unbehelligt blieben, sondern in der Politik sogar oft eine einflußreiche Rolle spielten. Viele Tausende von armen Juden leben in Amsterdam im sog. Judenviertel. Ein Spaziergang in demselben gehört zu dem Interessantesten, was Amsterdam bietet. Die verschiedenartigen eben genannten Judenrassen, die sich mit der Zeit dann auch vermischt, geben hinreichend Gelegenheit, die mannigfachsten semitischen Typen zu studieren. Viele Physiognomien sind abstoßend häßlich, etliche nicht un schön, manche recht interessant. Das Judenviertel strotzt in Schmutz und Unsauberkeit und sticht gegenüber der peinlichen Reinlichkeit der Holländer doppelt ab. Unter betäubendem Geschrei rollen Händler Karren mit alten Kleidungsstücken, Gerätschaften und un-

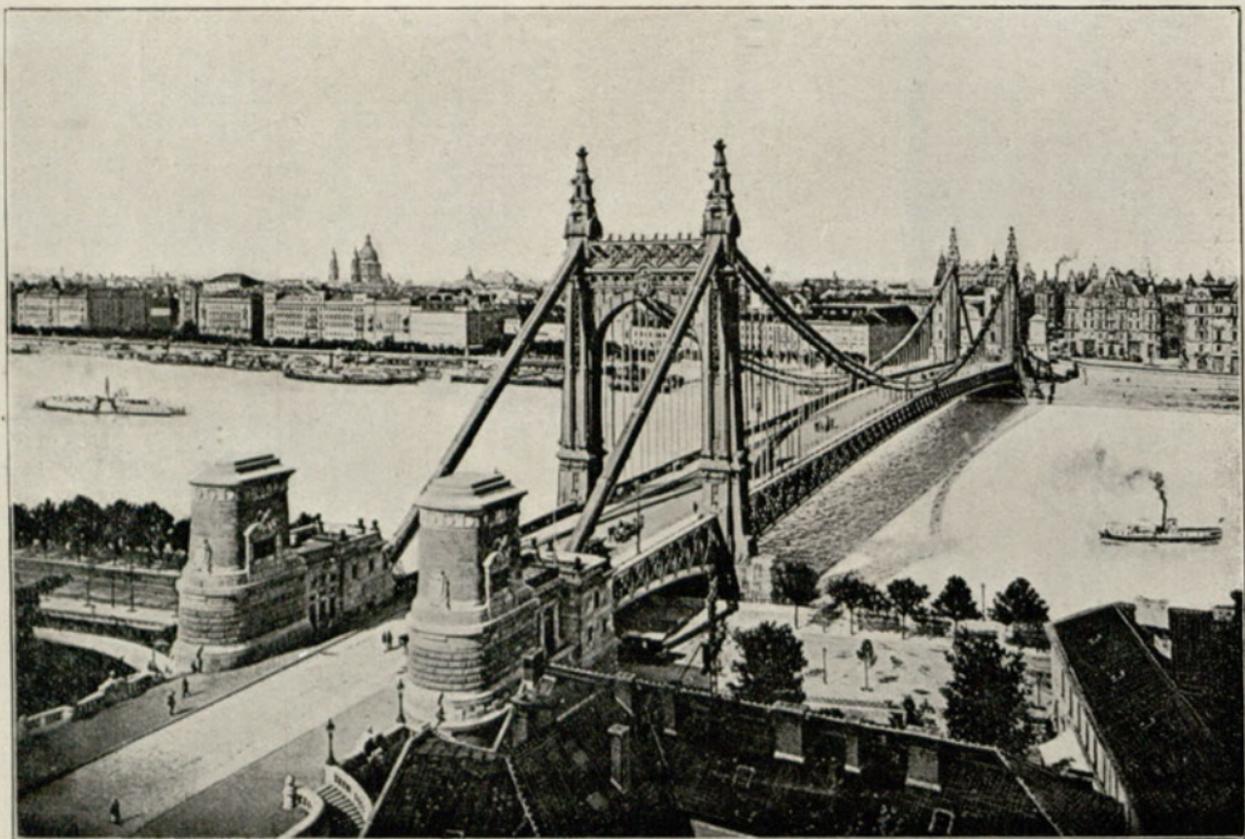
appetitlichen Eßwaren, sie zum Verkaufe anbietend, auf und ab. Als ich unvorsichtiger Weise an einen dieser Karren stieß, schmetterte mir ein zerlumpter, kleiner Judenjunge ein verächtliches, strafendes „Gojim“ entgegen. Damit wollte er sagen, „was willst Du denn? Du bist ja noch nicht einmal ein Jude!“ Und ich fühlte mich „in meines Nichts durchbohrendem Gefühle“. Jedenfalls bietet das Amsterdamer Judenviertel noch mehr des Charakteristischen als das englische Judenviertel in London (Houndsditch, Whitechapel), das wir auch seinerzeit durchwanderten. Es gibt in Amsterdam auch ein „vornehmes“ Judenviertel, von mehr als 1000 reichen Judenfamilien bewohnt. Immense Kapitalien liegen hier aufgelagert. Uebrigens beweisen die reichen Amsterdamer Juden sehr großen Mildtätigkeitsinn gegenüber den Juden des armen Viertels. Das muß man loben und anerkennen.

## T r i e s t / A u s U n g a r n

**E**in mächtiger Seedampfer fährt uns in später Abendstunde über die Wogen des adriatischen Meeres immer weiter von Venedig fort. Die anfangs das Dampfschiff begleitenden Gondeln, deren Insassen mit Mandolinbegleitung und in lautem Tremolando uns melancholische Abschiedslieder singen, bleiben bald hinter uns zurück, ebenso entschwinden die zahllosen Kuppeln und Glockentürme Venedigs, die gespenstig in das Dunkel des Nachthimmels hinaufragen, allmählich unseren Blicken, und nur das italienisch sprechende Gros der Reisegesellschaft erinnert uns noch an Italien. Wir fahren die ganze Nacht hindurch bei ziemlich ruhiger See und sind am nächsten Morgen in T r i e s t, dem Hauptseehafen von O e s t e r r e i c h und wohl einem der geschäftigsten Handelsplätze der Welt. Triest mit seinen ca. 180 000 Einwohnern ist ein wahrhaft internationaler, und zwar wohlhabender Verkehrsort und gerade dieser Umstand gibt der Stadt ihr eigentümliches, interessantes Gepräge. Maßgebend und am einflussreichsten sind entschieden die Italiener,

zu welcher Rasse mehr als 120 000 der Bevölkerung von Triest zählen. Daneben aber gibt es in Triest etwa 30 000 Slaven, meistens Kroaten und Slovenen, weniger Tschechen, an 8000 Deutsche, meistens Deutsch-Oesterreicher, aber auch Reichsdeutsche, selbst Schweizer, ferner etwa 4000 Griechen, dann besonders noch englische, serbische und illyrische Bevölkerungs-Kolonien. Staats- und Stadt-Sprache ist in Triest die italienische; darüber wachen die Italiener, die im Rathause Alleinherrscher sind, mit eiserner Strenge. Mit unerbittlicher Härte achten sie darauf, daß der „italienische Charakter“ der Stadt „überall gewahrt“ bleibe. Allein die Italiener können es nicht hindern, daß auf den Straßen alle Augenblicke Idiome einer anderen Sprache an ihre Ohren klingen, daß gerade das Internationale das Interessanteste von Triest ist. Reibereien sind bei so vielen Nationalitäten innerhalb einer Stadt kaum vermeidlich. Besonders liegen in Triest die Slaven mit den Italienern in „ewiger Fehde“, weniger die Deutschen. Man darf jedoch deshalb nicht glauben, daß die Deutschen den Italienern viel sympathischer wären als die Slaven. Die Sache ist vielmehr die, daß in nationalen Fragen der Slave viel „widerborstiger“ ist als der Deutsche, und daß speziell in Triest die Slaven viermal so stark vertreten sind als die Deutschen und den Italienern infolgedessen mit Recht „gefährlicher“ erscheinen. — Was die kirchlichen Verhältnisse Triests anbelangt, so ist trotz des Zuzugs der verschiedensten Völkerrassen nach

Triest die katholische Kirche bei weitem dominierend geworden und geblieben; zu ihr zählen sich selbstverständlich die Italiener und Slaven sozusagen alle, auch die große Mehrheit der Deutschen. Doch haben im internationalen Triest verschiedene protestantische Sekten ihren Betsaal, so die Anglikaner, die Methodisten, die Schweizer Reformierten und die Lutheraner; ihre Anhänger zählen in Triest jedesmal nur ein paar Hundert. Einige Tausende zählt dagegen die Anhängerschaft der orthodoxen Griechen, die ihre Gottesdienste in der ehemals katholischen Kirche „San Nicolo“ am Landungsplatz abhalten. Mit dieser Kirche verbunden ist eine Volksschule, in der in griechischer Sprache unterrichtet wird. Die würdigste, nicht katholische Kultstätte von Triest ist die neue serbische Kirche, in orientalischem Stile erbaut, innen und außen mit großen Heiligengestalten, in starrer, lebloser, byzantinischer Art ausgemalt. Im Innern brennen vor dem durch einen Vorhang verhüllten Altar eine Anzahl bunter Lampen. Alte Frauen lagen im Gebet mit dem Gesicht auf der Erde. Zwar läßt die leblose, jede Betätigung künstlerischer Individualität ausschließende, byzantinische Wandmalerei, die in den orientalischen Kirchen allein gestattet ist — Altargemälde und Skulptur sind ganz ausgeschlossen — den Schmuck dieser Kirchen nicht zum Begriff „Kunst“ heranreifen, allein wir haben doch im Innern eines solchen Gotteshauses das Gefühl, daß wir in einer Kirche sind, ein Gefühl, das mir bei einer Reise durch



Budapest an der Elisabethenbrücke.



Holland nicht kommen wollte, als ich in einer dortigen reformierten Kirche, in der Holzbänke den einzigen Schmuck bildeten, sah, wie die Männer mit dem Hut auf dem Kopf, — während der Prediger predigte — sagen wir: sehr bequem, auf den Bänken saßen und teilweise gar ihr Pfeisichen stopften und rauchten. Zur serbisch-illyrischen Kirche, durch einzelne Dogmen, besonders aber durch rituelle und Verwaltungsfragen von den griechischen Orthodoxen wieder verschieden, zählen sich in Triest ca. 800 Befenner. Allen diesen an ihre kleinen Völker-Kolonien eng gebundenen National-Sekten steht in Triest die katholische Kirche allein imposant und international gegenüber. Tonangebend in den katholischen Kirchen von Triest — es gibt deren, Pfarr- und Klosterkirchen, ca. 15 — ist der Bevölkerungsmehrheit entsprechend das Italienische, doch ist auch für die anderen Nationen in ihrer Muttersprache Predigt und Beichtgelegenheit. Einige dieser 15 Kirchen kann man zu den wenigen künstlerischen Sehenswürdigkeiten rechnen, die Triest bietet, so der am höchsten Punkte der Stadt gelegene fünfschiffige Dom „San Giusto“, die große, glänzende Kirche der Jesuiten: „Santa Maria Maggiore“ und die große am meisten besuchte Sankt Antonius-Kirche am Triester „Canale grande“. Das kleine Altertumsmuseum in der Nähe des Domes besucht man nur, weil es Grab und Denkmal des berühmten, zum Katholizismus übergetretenen deutschen Altertumsforschers Winkelmann enthält, der hier, nachdem er seine goldenen

Schaumünzen einem Fremden gezeigt hatte, von diesem ermordet worden war. Triest ist reich an schönen Aussichtspunkten über das adriatische Meer und in die Umgegend hin. Das Interessanteste von Triest aber ist für den Besucher dieser Stadt zweifelsohne das bunte Gewirr der Nationen, das Völkergemisch; und wer sich mehrere Tage in Triest aufhält, wird eben an erster Stelle „Völkerstudien“ treiben. Man geht zu diesem Zwecke durch die Hauptstraßen, durch enge Gassen, man mischt sich unter die Menge am Hafen, wo allerdings oft ein „wenig nobler“ Ton herrscht, man setzt sich in eins der glänzenden „Café's“, läßt dort die verschiedenen Nationen an sich vorbei oder heran kommen, man besucht abends die massenhaft frequentierten Spät-Konzerte auf den großen Plätzen, man „wirft überall auf die Leute ein Auge“, und es wird nicht schwer halten, diese oder jene Eigenschaft von dieser oder jener Nationalität näher kennen zu lernen, Unterschiede und „Uebereinstimmungen“ bei den verschiedenen Völkerrassen zu erspähen usw. Bei den Griechen und Serben fesselt uns zunächst das Ungewohnte, sie allein gehen in kleidsamer Nationaltracht, bei den Serben, deren blaue Augen uns sympathisch anschauen, fällt uns das weit über den Nacken wallende blonde Haar auf, zwar bei den Mädchen und Jungfrauen weniger als bei den Knaben und jungen Burschen. Der Grieche, mit seinem schwarzen Haar und dunklen Auge, blickt meist apatisch oder gar düster aus seinem fein geschnittenen Gesicht. Bei Griechen,

Serben und der weiteren orientalischen Kolonie von Triest merkt man bald als hervorstechenden Charakterzug ein gewisses Phlegma, Hang zur Bequemlichkeit und auch wohl Sinnlichkeit. Das Interessante von den Slaven ist eigentlich: daß ihre Persönlichkeit meistens riesig uninteressant ist. Die Slovenen und Kroaten sind in der Regel „dunkler getönt“ als die Tschechen mit blonden Haaren und blauen Augen, aber interessante Physiognomien hier wie dort viel seltener als auffallend langweilige Gesichter. Ganz anders der Italiener! Intelligenz und Lebhaftigkeit blüht hier fast aus jedem Gesicht; schön der Körperbau, fast jede Bewegung graziös, — und das ist sie bei Slaven und Orientalen sicher nicht. Dagegen glaube ich gern, daß der „messerfreudige“ Italiener mitunter „boshafter“ sein kann als die übrigen in Triest vertretenen Volksstämme zusammengenommen, ausgenommen die Serben, wider die das Blut des meuchelgemordeten ritterlichen österreichischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand und seiner edlen Gemahlin zum Himmel um Rache schreit. Die Deutschen und die Engländer — auch in Triest vertreten — lasse ich aus der „Völkerkonkurrenz“, die Ersteren, weil sie uns zu bekannt sind, und die Letzteren — aus Barmherzigkeit! — —

\* \* \*

\*

Von Triest aus wollen wir nun einen großen Sprung machen bis in das Herz von Ungarn. Das heißt, für mich war es eine vierzehnstündige Reise

mit einem Schnellzug der österreichischen Südbahn, die im Gegensatz zu der billigen österreichischen Staatsbahn in den Händen von Privaten und ungemein teuer ist. Das Herz von Ungarn, die Hauptstadt, der Schwerpunkt der ganzen ungarischen nationalen Kraft, der Brennpunkt des ungarischen geistigen Lebens ist **B u d a p e s t**. Budapest ist zum größten Teil eine ganz moderne Stadt von ungeheurem Wachstum; sie zählt jetzt mehr als 700 000 Einwohner, in überwältigender Mehrheit Magyaren oder echte Ungarn, daneben aber 7 Prozent deutschsprechende, ferner Kroaten, Slovaken, Serben, Rumänen, Zigeuner. Der Religion nach sind davon 450 000 Katholiken, nicht weniger als ca. 150 000 Juden, ferner 100 000 Protestanten (meist Reformierte und Lutheraner), 5000 Anhänger der griechisch-orthodoxen und anderer orientalischer Kirchen usw. Die Protestanten stammen meist aus den im ungarischen Bezirke Siebenbürgen befindlichen großen deutschen Sachsen-Kolonien. Weit auffallender ist die große Zahl der Juden in Ungarn. Budapest speziell hat, wenn man von den Städten Polens absieht, einen größeren Prozentsatz von Juden als irgend eine andere Stadt in Europa, Amsterdam und Frankfurt a. M. nicht ausgeschlossen. — Herrschend und tonangebend ist in Budapest ganz entschieden das **M a g y a r i s c h e**, wie sich das auch in allen öffentlichen Ankündigungen und Aufschriften kundgibt. Der **U n g a r**, dessen Bekanntheit wir in Triest noch nicht machen konnten, hinterläßt sofort einen sympathischen Eindruck, ist höf-

lich, liebenswürdig, gastfrei, knüpft leicht Bekanntschaft an und wenn er einmal anfängt zu erzählen, hört er so bald nicht wieder auf. Aus seinem meist dunkeln, manchmal auch blauen Auge scheint ein verzehrendes Feuer zu funkeln, der Ungar ist „feuerig“ wie der Wein seines Landes. Budapest zerfällt in zwei Haupttheile, Pest und Ofen, die diesseits und jenseits der Donau liegen. Pest ist die moderne, lebendige Handelsstadt mit großen Straßen, belebten Boulevards, die, wie z. B. die mit Bäumen eingefasste, von palastähnlichen Gebäuden umgebene, 45 Meter breite Andrássy-Straße, zum Teil mit den großen Pariser Avenüen konkurrieren können. Die große Oper, davor das Denkmal des ungarischen Klerikers und Komponisten Franz Liszt, das National-Museum, der Akademiepalast, das Redouten-Gebäude (Festsäle), ferner die im Innern noch unvollendete, byzantinisch-romanische Sankt Leopolds-Basilika, an welchem kirchlichen Monumentalbau schon 50 Jahre gebaut wird und der schon Millionen von Gulden gekostet hat, sind die Hauptsehenswürdigkeiten von Pest. Im jenseitigen, stillen Ofen interessiert uns nur die königliche Burg und die ehrwürdige, gotische Sankt Mathiaskirche, die Krönungskirche der Könige von Ungarn, auf deren Turmspitze schon der Halbmond zeitweilig das Kreuz verdrängt hatte. (Zeit der Türkenkriege.) — In der Donau, dicht bei Budapest, liegt die Margareten-Insel, auf der sich der Ungar des Abends gern unter den Klängen der Zigeunermusik mit Weib und Kind ein

Stündchen der Erholung gönnt. — Ungefähr zwei Stunden mit der Eisenbahn braucht man von Budapest nach Gran, der geistlichen Hauptstadt von Ungarn. Mächtig, wie eine Wacht über die Donau blickend, ragt auf dem hohen Festungsberg die Kathedrale empor. Daneben befinden sich die Gärten und das Schloß Seiner Eminenz des Kardinals Fürst-Primas von Ungarn, sowie das große Priesterseminar und mehrere Klöster. Gran ist auch häufig der Sammelpunkt der ungarischen Landbevölkerung. Die schmucke Nationaltracht ist bei den einfacher gekleideten Frauen weniger auffallend als bei den Männern, — weiße Pumphose, dunkler Gurt, helle Foppe, weißer Turban auf dem oft ausdrucksvollen Kopfe.

# Aus der Kaiserstadt Wien

---

## Von Böhmens Hauptstadt

---

Wenn ich nun die geschätzten Leser „mit mir auf Reisen nehme“, so sollen es, nachdem wir Budapest bereits betrachtet haben, die beiden übrigen größten Städte der österreichisch-ungarischen Monarchie sein, in welchen wir uns noch ein wenig „herumtreiben“ wollen. — „Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien!“ sagt ein altes Volkswort. Der Wiener meint, keine andere Hauptstadt könne sich mit Wien vergleichen und zur Begründung führt er an, man könne sich nirgends so gut „amüsieren“ als in Wien. Das ist in gewissem Sinne richtig. Was als ein Grundzug des Wiener Lebens angesehen werden kann, ist die Freude an materiellem Wohlbefinden, die Lust an Musik und Tanz und die Liebhaberei für das Theater, besonders die heitere Muse. Man gehe, um das bestätigt zu finden, nur an einem Sonntag-Nachmittag in den riesengroßen Volksgarten von Wien, in den „Prater“, besonders in den „Burstel-Prater“ zu benannten Teil. An allerlei Schaubuden, Karussells,

Hanswursttheatern, Ringelspielen reiht sich ein Café an das andere, ein Gasthaus an das andere, und aus jedem tönen Fiedel und Trompete, in jedem wird „schonungslos“ das Tanzbein geschwungen. Es ist nur die Stadt Wien, die der Welt einen unerreichten „Walzer-König“ wie Johann Strauß schenken konnte. Es war in der Kaiserlichen Hofoper zu Wien, wo ich zur Erinnerung an den heimgegangenen „Walzerkönig“ eine Aufführung der „Fledermaus“ sah, wie man sie so tadellos wohl nicht mehr wiederfindet. Uebrigens sind es gerade die Wiener Hofoper und das Hofburgtheater, die uns belehren, daß die Wiener auch für höhere Kunst begabt sind, als das ästhetisch etwas niedrig stehende Niveau des Tanz- und Walzer-Genres. Gerade Oesterreich ist ja in so mancher Beziehung das „Land der Lieder und Gesänge“; in ihm erstand so mancher liederreiche Mund. Unsere ersten Komponisten sind zum großen Teile Oesterreicher, so Mozart, Haydn, Schubert, Franz Liszt, Bruckner usw. Selbst in unserm deutschen Kaiserreiche sind gerade die bedeutendsten Bühnenkräfte in auffallend großem Prozentsatze Oesterreicher und besonders Wiener. — Um von der hervorragenden Vertretung der bildenden Künste in Wien einen Begriff zu erhalten, begeben wir uns in die Ringstraße, ohne Zweifel eine der großartigsten modernen Straßenanlagen, und auf den Maria Theresien-Platz mit Zumbuschs gewaltigem Bronze-Denkmal dieser Kaiserin. Den Platz umgeben das kunsthistorische und das



Wien: Sankt Stephansdom: Inneres.



naturhistorische Hofmuseum mit schier unermesslichen Sammlungen. Dazu kommen noch die „Albertina“, diese weltberühmte Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen des Erzherzogs Albrecht, die Sammlungen der Akademie der bildenden Künste, die Liechtenstein-Galerie, das Rathaus, der Justiz-Palast, das Parlamentsgebäude, die neue Universität, die kaiserliche Hofburg als Residenz des Kaisers Franz Joseph, die Paläste der Erzherzöge usw. — Von den mehr als 100 sehenswerten katholischen Kirchen der jetzt etwa 2 Millionen Einwohner zählenden katholischen Kaiserstadt Wien — der Wiener Gemeinderat besitzt eine starke „klerikale“ Mehrheit — nimmt die erste Stelle der altehrwürdige Sankt Stephans-Dom ein, das hervorragendste aller Bauwerke Wiens mit dem schlanken 138 Meter hohen Turme, dem Wahrzeichen von Wien. Von weiteren Kirchen sei zunächst genannt die neue Botivkirche, dann die Kapuzinerkirche mit der österreichischen Kaisergruft. In etwa 115 Särgen ruhen hier Ahnen und Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses; unter diesen fallen uns auf: Maria Theresia, Joseph II., Maximilian von Mexiko, Kronprinz Rudolf, Kaiserin Elisabeth usw. In der Augustinerkirche bewundert man das Grabdenkmal der Erzherzogin Maria Christina, ein Meisterwerk von Canova. Ein imposanter Kuppelbau im Barockstil ist die im Auftrag Kaiser Karls VI. erbaute Karlskirche. Ähnlichen Stils, nur noch weit monumentaler, wird die neue Kaiser Franz Joseph-Regierungs-Jubiläums-

Walter Rothschild: Aus verschiedener Herren Länder.

Kirche. Wien ist mit Klöstern reich gesegnet, von welchen die Jesuiten-Patres, jetzt mit dem neuen Canisius-Haus, allein drei besitzen. — —

\*                      \*  
\*                      \*

Die letzte Stadt, der ich auf meiner Reise durch die österreichisch-ungarische Monarchie einen Besuch abstattete, war Prag, die Hauptstadt von Böhmen. Zwar war es mir von Einigen als für einen Deutschen „lebensgefährlich“ hingestellt worden, sich in dieses Hauptquartier der Tschechen zu wagen, aber tollkühn wagte ich das Verwegne, und richtig!, ich bin mit dem Leben davongekommen. Die Tschechen waren übrigens soweit „ganz nett“ mit mir, sprachen sogar deutsch mit mir, weil ich kein Tschechisch konnte; sie machen eben doch einen Unterschied „in der Behandlung“ zwischen einem Reichsdeutschen und einem Deutschböhmen, welchen Unterschied sie sehr bald merken. Nur der kleine hoffnungsvolle Tschechensprößling, der mir meinen Handkoffer vom Bahnhof zum „Hotel de Saxe“ trug, würdigte mich auf dem ganzen Wege keines deutschen Wortes — in den Prager tschechischen Volksschulen wird das „verhaßte“ Deutsch jetzt nicht mehr gelehrt —, er erzählte mir vielmehr fortwährend die „schönsten Geschichten“ auf tschechisch, wovon ich natürlich kein Wort verstand. Ich war aber immerhin „anständig genug“, durch fortgesetzte „Ah- und Oh“-Ausrufe meine Teilnahme an dem „Gehörten“ zu bezeugen. —

Prag mit seinen stark 200 000 Seelen (mit den Vorstädten 350 000) hat darunter 86 Prozent Tschechen, 10 Prozent Deutsche, 4 Prozent sonstige „Ausländer“ (die Bevölkerung der Vorstädte ist rein tschechisch), ferner der Religion nach 90 Prozent Katholiken, 9 Prozent Juden, 1 Prozent sonstiges. Prag, an beiden Seiten des Moldauflusses, den hier acht Brücken überspannen, bietet mit seinen zahlreichen Kirchen und Türmen, den vielen mittelalterlichen Gebäuden und Palästen ein eigentümlich malerisches Bild einer an Geschichte reichen Stadt — Prag ist in der That eine historisch äußerst interessante Stadt und mit ihren 50 Kirchen und 20 Klöstern zeigt ihr Aussehen in erster Linie — besonders in der Altstadt — ein geistliches Gepräge. Will man die Sehenswürdigkeiten von Prag kennen lernen, so bewegt man sich fast ausschließlich in Kirchen und Klöstern. Auf dem Marktplatz, dem Rathaus gegenüber, erhebt sich die gewaltige, altertümliche Teynkirche mit ihren beiden stattlichen 80 Meter hohen Türmen, einst die Hauptkirche der jetzt ausgestorbenen böhmischen Hussiten. Wir gehen wenige Minuten weiter und wir sind an einem riesigen Gebäudekomplex, dem Clementinum, enthaltend die Universität, das fürsterzbischöfliche Seminar und Konvikt, Gymnasium, die Sternwarte usw. In Verbindung mit diesen Bauten haben die Jesuiten nicht weniger als drei Kirchen, die große Sankt Clemenskirche, die Salvatorkirche und die Welsche Kapelle. Neben dem Clementinum ist das Kreuzherrenkloster mit

Kirche. Das Kreuzherrenkloster ist eine deutsche Stiftung und hier ist jeden Sonntag vor dem Hochamt deutsche Predigt. An diesem Kloster vorbei gehen wir über die Karlsbrücke, von welcher der hl. Johannes von Nepomuk, weil er nicht verraten wollte, was die Königin ihm gebeichtet hatte, auf Befehl des Königs Wenzel des Vierten in die Moldau geworfen wurde. Jetzt ist die ganze Brücke dem Heiligen geweiht und 26 steinerne, zum Teil künstlerisch beachtenswerte Riesenstatuen von Heiligen der katholischen Kirche schmücken die Brücke. Am mittelsten Brückenpfeiler auf beiden Seiten steht außerdem je ein ehernes Standbild: Christus am Kreuz mit den beiden Marien am Fuße des Kreuzes und Sankt Johann von Nepomuk; letzteres Standbild ist ein Meisterwerk der Gießkunst. — Haben wir die Brücke überschritten, so steht gleich vor uns die imposante, ebenfalls den Jesuiten gehörige Sankt Nikolauskirche mit majestätischer, ca. 80 Meter hoher Kuppel. Das Innere ist mit Marmor, Gold, bunten Fresken und Riesenstatuen heftig gestikulierender Heiligen prunkhaft überladen. Wir gehen nun hinauf auf den „Gradschin“, den ältesten und höchstgelegenen Teil der Stadt. Hier thront — an höchster Stelle — selbst in seiner noch unvollendeten Gestalt königlich imponierend, der Dom zu Sankt Veit über der Stadt. Aus dem Inneren des Domes sei nur die Wenzelskapelle erwähnt, deren Wände mit kostbaren, böhmischen Halbedelsteinen verkleidet sind und das große Grabdenkmal des heiligen

Johann von Nepomuk, ganz aus Silber (2072 Mgr. schwer) mit silbernen Statuen und kunstvollen silbernen Reliefs aus dem Leben des Heiligen. In der Nähe des Doms befinden sich der fürsterzbischöfliche Palast und die königliche Hofburg, eine große Anzahl von Kirchen und Klöstern, so die alte Sankt Georgskirche, die Allerheiligenkirche, das adelige Damenstift (Benediktinerinnen), etwas weiter die Loretto-Kirche mit einem lauretanischen Haus nach dem Muster der „Casa Santa“ in Loretto usw. Von den zahlreichen Klöstern Prags empfiehlt sich an erster Stelle ein Besuch des Prämonstratenserstifts Strachow mit einer 500 Nummern zählenden Gemäldegalerie, — darunter Albrecht Dürers berühmtes Rosenkranzbild — und einer über 100 000 Bände zählenden Bibliothek und dann vielleicht noch des bekannten Benediktinerstifts „Emaus“.

# Auf Grenzpfaden zwischen der Schweiz und Italien

Hat man den berühmten **S**ankt Gotthardtunnel durchfahren, so befindet man sich alsbald in Airolo und damit in der italienischen Schweiz. Göschenen, obwohl noch zur deutschen Schweiz gehörig, zeigte schon vielfach einen italienischen Charakter. Man konnte also wieder einmal eine Tatsache konstatieren, die auch in Böhmen, Mähren, Tyrol und sonstwo zu bemerken Gelegenheit war. Im deutschen Grenzort macht sich das fremde Element stark und wachsend geltend, im fremdvölkischen Grenzort, hier also in Airolo, fand sich vom Deutschtum keine Spur. Ein dreistündiger Marsch bringt uns von Airolo nach Faedo. Baldig und durch Fernblicke interessant war die zurückgelegte Strecke. Uns zur Seite brauste der Ticino, der vielleicht nicht so reißend ist als die Neuß, dafür aber mit höher abstürzenden, imposanteren Wasserfällen dahinrauscht. In Faedo hielten wir eine kurze „Siesta“, ließen uns im „Hotel Angelo“ einer sehr primitiven Trattoria, ein noch primitiveres Mahl servieren, und trotzdem

vergnügt überhaupt „einen warmen Köffel im Leib“ zu haben, zogen wir unter deutschem Sang, den die Faido-Eingeborenen mit offenen Ohren und Mündern belauschten, von dannen. Als nun meine stimmbegabten Reisegefährten das Lied „Deutschland, Deutschland über Alles“ anstimmten, kam mir das „über Alles“ doch als eine arge Uebertreibung vor, denn über solche Naturschönheiten, wie wir sie eben genossen, versüßt das deutsche Vaterland denn doch nicht; aber — mein „besseres Ich“ siegte, und tüchtig brüllte ich mit in vaterländischer Begeisterung. Am Ausgange des Dorfes vergnügte sich eine Partie Arbeiter mit „Boccia“, einem Spiele, in dem man mit Kugeln wirft und zielt. Und daneben standen etliche große Humpen mit Wasser und ein Haufen Zitronen. Diese Leute können also ohne Alkohol ihren Durst stillen und sich amüsieren! Wie unbegreiflich dürste das manchem deutschen Arbeiter scheinen. Vielleicht handelt es sich hier gar nicht um Schweizer, sondern um eingewanderte Italiener, denn sonst wäre die „Sentenz“, die man von gern und viel den geistigen Getränken zuneigenden Personen häufig braucht: „Er trinkt wie ein Schweizer!“ ja eine Verleumdung.

Nun ging es durch prächtige Waldungen an der Flut des wogenden Ticino vorbei, in fast vierstündiger Wanderung nach Loardo, von wo uns der Abendzug nach Bellinzona brachte. — In der italienischen Schweiz haben die „besseren“ Hotels, — vielleicht um dadurch ihren höheren Grad von Vor-

nehmheit zu demonstrieren — gleich zwei Namen. Und so schlummerten wir nach eingenommenem Abendessen, mit „Zichoriensalat“, einem Nationalgericht von mir nicht sympathischem Geschmacke, im „Hotel zur Post und Schweizer Hof“. Als wir am anderen Morgen, vom Schlafe erquickt und gestärkt, auf den Balkon traten, wie malerisch lag da der von der Natur mit entzückendem Reiz verschwenderisch ausgestattete Flecken vor uns! Welche reiche Fülle prächtiger Motive bot sich hier für einen Landschaftsmaler! Wie idyllisch überragten die drei Schloßruinen der ehemaligen Castello grande, Castello mezzo und Castello Corbario den trauten, ca. 3500 Einwohner zählenden Ort! Wie spiegelte sich der Sonne Gold in den Kuppeln der fünf prächtigen Kirchen wieder! Die barocke Stiftskirche ist sogar im Innern übermäßig prunkvoll ausgestattet und die mit kostbarsten Steinarten eingelegte Marmorkanzel besitzt einen immensen Wert. Von Bellinzona rentiert sich ein Absteher nach *Lokarno*, jenem ungefähr ebensovielen Einwohner zählenden Orte, der durch Heinrich von Kleists „Bettelweib von Lokarno“ deutschen Literaturkennern nicht unbekannt ist. Der Charakter von Bellinzona wie von Lokarno ist völlig italienisch. Und das gilt auch von jenem der Bevölkerung beider Ortschaften. Allerdings, wenn man die kleine Welt, die Kinder, fragte, ob sie Italiener seien, antworteten sie mit beleidigtem Stolze: „Non Italiano, Svizero!“ — Als wir uns ein wenig am Lago Maggiore, dem herrlichen See bei Lokarno



„Das Heideprinzesschen“, Gemälde von Fritz v. Uhde  
im Privatbesitz zu Budapest.



lagerten, ergöhten uns zwei echte, junge, pechhaarige, rabenäugige Italiener, oder pardon! italienische Schweizer, die, die Hübschen bis an den Leib heraufgezogen, die Rolle von Müllers „kleinen Hydrioten“ spielten. „Und dreimal warf er's in das Meer, eh' er's zum Lohn mir gab.“ Das Geldstück nämlich, heißt es in dem Gedichte. Unsere Hydrioten aber, wenn sie das Geldstück gefunden hatten, das man ihnen in den See hinabwarf, und das sie mit wahrer Virtuosität aufzustöbern wußten, gaben das einmal Eroberte nicht mehr zurück, — trotz der Reden, die ihnen ein rheinländischer Reisegefährte auf „kölischplatt“ dedizierte. Oberhalb von Lokarno liegt auf nahem Berg die Wallfahrtskirche der „Madonna del Sasso“. Auf steilem Pfade, an zahlreichen Kapellen vorbei, erreichten wir Kirche und Klöster, den Kapuzinern gehörig. Der Pförtner, der zugleich das Gärtneramt bekleidet, führte uns in den großen Klostergärten herum und beschenkte auch jeden, da das Kloster über Tabakpflanzungen verfügte, mit einer Prise Schnupftabak. Obwohl nur Laienbruder, war unser Führer außer der italienischen, auch der deutschen und französischen Sprache mächtig.

Von der Wallfahrtskirche, den Berg hinunter, nahmen wir einen anderen noch steileren Weg, an welchem Kapellen mit den vierzehn Stationen des Leidensweges Christi gebaut waren. Der Pfad war, wie gesagt, steil und dabei so glatt, daß man sich sehr in Acht nehmen mußte, um nicht „ins Rutschen“

zu kommen. Schließlich aber half alles nicht mehr, man mußte sich hinsetzen und dann „so“ rutschen, und man kam jetzt wenigstens mit heiler Haut, wenn auch nicht mit „heiler Kleidung“ unten an. Trotz alledem sollte der Abend in Bokarno „poetisch“ beschlossen werden. Wir veranstalteten einen „Picknick“ am Lago Maggiore. Wer noch nicht genau weiß, wie man so einen „Picknick“ arrangiert, der höre zu und staune! Ein riesiges Tischtuch wurde an dem Strand des Sees ausgebreitet. Bald bedeckten dasselbe zahllose Brote, Käse, Würste, besonders Salami, jene „Königin“ italienischer Wurstfabrikate. Wir legten uns um das Tischtuch herum auf die Erde, wie anno dazumal die alten Perser und Lydier, griffen zu und hieben tüchtig ein. Die Beerung eines kolossalen Kruges Rotwein sorgte für die nötige animierte Stimmung. Das Gesamtbild wurde immer wirkungsvoller. Abendröte und Wetterleuchten, die sich in den Wogen des Sees spiegelten, balsamische Luft, schließlich eine Sängergesellschaft, die uns, unaufgefordert, mit Mandolinbegleitung südliche Weisen vortrug, — „mein Herz, was willst du noch mehr?“ Allmählich hatte sich auch die halbe Ortsbevölkerung um den „Picknick“ herum versammelt. Die jüngere Jugend strampelte bereits ganz vergnügt mit ihren schmutzigen, unbeschuhten Füßchen auf unserem weißen Tischtuch und verhalf ihm so zu einer „dunkleren Färbung“. Ein ca. zehnjähriges „Früchtchen“ unternahm schließlich was ganz Unerwartetes, machte einen großen Saltomortale und rollte mitten unter

die Würste und Käse. Ob das nun Zufall oder Absicht war. Jedenfalls war es eine gerechte Strafe für uns, die wir so öffentlich Iukullischen Genüssen fröhnten, welche den „Neid der besitzlosen Klasse“ erregen mußten. So brachen wir denn auf und luden die Zuschauer ein sich den Rest zu teilen. Da kam auch die Mutter des „kühnen Springers“ von eben auf mich zu, bat um Verzeihung für den „Wurstsprung“ ihres Aeltesten und versicherte, daß ihr Jüngster, ein Zweijähriger, den sie auf den Armen trug, viel sanfter „molto piu adagio“ sei. Und als ich mir von dem „Sanftmütigen“ ein Händchen geben lassen wollte, gewährte mir dieser viel mehr Liebenswürdigkeiten, als von ihm verlangt worden war. Er gab mir nämlich einen „bacio“, d. i. einen Kuß. Und während mir dieser noch auf den „Rippen brannte“, fuhren wir von Lofarno nach Bellinzona zurück. —

Am nächsten Morgen, in der Frühe, um 6 Uhr, wurde zu einer anstrengenden Tagesstour von Bellinzona nach Gravedona aufgebrochen. Bald verließen wir die Landstraße und steil stieg es bergan. Zwei Führer begleiteten uns. Der „Oberführer“ Giuseppe war ein ganz schneidiger Bursch, hatte immer die Pfeife, aus der ein abscheulicher Tabak qualmte, im Munde und tat sie eigentlich nur heraus, um zu fluchen, was allerdings ziemlich oft vorkam. Giuseppe's Fluchen paßte schlecht zu den am Wege stehenden, zahlreichen kleinen Kapellen mit Heiligenbildern, die der fromme Sinn der Bergbewohner errichtet hatte. Aber ohne

solche Anfeuerung werde der mit Gepäck beladene Maulesel nicht marschieren, entschuldigte sich der Führer. Bei dem Uebergang von der Moriva- zur Gitsch-Alp liegt das Gebirgsdorf San Antonio; hier hielten wir erste Rast nach zweistündigem Marsche. Dann ging's weiter. Sonnig war der steile, enge Pfad. Schwül war die Luft. Kein Baum gab Schatten. „Wer kann noch „Papp“ sagen?“ fragte unser Wölner resigniert und meinte ironisch: „Na, und dat nennt man nun eine Vergnügungsreise!“ Nach im ganzen ca. siebenstündigem Marsche gelangten wir des Mittags gegen 1 Uhr auf den Gipfel der Gitsch-Alp, wo uns eine Sennhütte zu kurzer Ruhe einladend traulich grüßte. Hier erquickten wir uns mit Ziegenmilch und Ziegenkäse. Vor unseren Augen entfaltete sich poetisches Alpenleben. Wohl 50 Ziegen lagerten sich auf den nahen Weideplätzen oder näherten sich uns zutraulich. Mehr als doppelt soviele Kühe füllten bald die Umgegend. Das Ohr labte sich an dem harmonischen Konzert aller dieser Glocken und Glöckchen, die den weidenden Tieren um den Hals gebunden waren. Den Blick ergötzten, soweit er nur drang, schier zahllose Bergesgipfel und Alpenketten. Ueber uns lachte der tiefblaue Himmel. Die Sonne brannte schonungslos auf uns hernieder. Wie wohl tat uns bei dem Hinabmarsche ein Fußbad in dem abwärts brausenden Ticino! Stieg man jetzt hinab, so schien das nur zu geschehen, um sogleich wieder um so steiler steigen zu müssen. Von der Gitsch-Alp ging es weiter über die Gori-Alp. Nach

weiterem dreistündigem Marsche war auch der Gipfel dieser Alp erreicht.

Hier, hoch oben, in einer Höhe von 2040 Metern, befindet sich die Grenze zwischen der Schweiz und Italien. Grenzpfähle in den Schweizer und italienischen Farben zeigen an, wo die Natur aufhört „Schweizer Natur“ zu sein und auf einmal „Italienische Natur“ ist. An einem nahen Zollhäuschen wurden wir und unser Handgepäck „untersucht“ und „verzollt“. Dann gaben uns die Zollwächter aus einem mächtigen Krüge noch einen kräftigen Schluck Wasser zum besten. Und dann ging's hinab „durch Italien“ nach Italien. Allmählich neigte sich die Sonne zum Untergang. Die fernen Bergespitzen schienen getaucht in die glühende Abendröte. Es war ein unvergeßliches, stimmungsvolles Landschaftsbild. Was ist demgegenüber alle Kunst selbst eines Runsdael, eines Hobbema! Von fernen Kapellen her drang der Schall der Ave-Glocken. Hierzu schlug unser Giuseppe wieder die kontrastierende Gegennote an. Und diesmal hatte er in der Tat Ursache, unzufrieden mit sich selbst zu sein. Er mußte uns eingestehen, daß er wohl schon vor einer Stunde auf einen falschen Weg geraten sei. Auf engen, abschüssigen, oft gefährlichen Pfaden, durch Kreuz und Quer, sollte später der durch die Verirrung herbeigeführte Zeitverlust wieder eingeholt werden. Mittlerweile war Finsternis eingebrochen, und nur schwach leuchtete Giuseppe's Blendlaterne. Während der gefährlichsten Partie „tröstete“ uns Giu-

seppe mit dem Hinweis, daß von hier erst ganz kürzlich zwei Soldaten tödlich abgestürzt seien. — Endlich, nach im ganzen: sechzehnständigem Marsche gelangten wir doch an unser Ziel: G r a v e d o n a ! Und wir schlofen hier, froh alle Grenzschwierigkeiten glücklich überstanden zu haben, fest und lange im „wirklichen“ Italien.

# Die Poesie der Sonnenblume zu Lugano „Il Paradiso“

---

Eine Erinnerung in Form einer Idylle, nach der Wirklichkeit erzählt.

Es war einmal in einem reizenden kleinen Städtchen der italienischen Schweiz ein reizendes kleines Mädchen in einem Garten. Das Städtchen heißt Lugano, wird überragt von den Gipfeln zweier mächtiger Berge, des Monte Generoso und des Monte San Salvatore mit seiner bekannten Wallfahrtskapelle. Der Strand Luganos wird bespült von den Silberwellen des azurblauen Luganosees. Das wunderreizende Lugano hat den stolzen Beinamen „Il Paradiso“, das Paradies. Der geistesgewaltige Michelangelo Buonarroti hielt die prachtvollen Bronze-Portale der Taufkapelle des Domes zu Florenz für wert: die „Pforten des Paradieses“ zu sein. Von Lugano spricht der Volksmund noch überschwenglicher: er meint, schöner als in Lugano könne es auch in den himmlischen Gefilden nicht sein! In der That! auf Schweizer und Tyroler Bergen, im schottischen Hochgebirgsland haben wir geweilt, die schattigen Palmenhaine, die dustigen Orangen- und Zitronengärten Siziliens uns erquickt,

die eigenartigen Reize des Luganosees haben uns dennoch begeisternd in ihren Bannkreis gezogen. —

So viel von dem reizenden kleinen Städtchen; jetzt kommt das reizende kleine Mädchen an die Reihe. In dem anfangs erwähnten Garten war nämlich eine große Terrasse in den entzückenden Luganosee hineingebaut; auf dieser stand ich bewundernd und sinnend, in einer Stellung etwa wie die Schauspieler, wenn sie in Shakespeares „Hamlet“ den berühmten Monolog „Sein oder Nichtsein, das ist die Frage!“ deklamieren. Plötzlich kam ein munteres kleines Mädchen von etwa 9 Jahren auf die Terrasse gesprungen, umkreiste mich spielend ein paarmal und richtete dann an mich den kategorischen Imperativ: „Sie müssen auch ein Deutscher sein!“ Der helle Teint, das blonde, wallende Haar, die treuen, blauen Augen belehrten mich sofort, daß ich es mit einer Landsmännin zu tun hatte. Der Unterschied war nur der: Olga — so hieß meine kleine Freundin — war so glücklich, für immer in Lugano ansässig zu sein, während ich am folgenden Tage schon wieder das „Paradies“ verlassen sollte, obwohl ich, im Gegensatz zu Adam und Eva, von keiner der unzähligen Früchte genascht hatte. —

Jetzt die eigentliche „Idylle!“ — Das Mädchen sprach zum Knaben, das heißt Olga zu mir:

„Wollen Sie mein Gärtchen sehen?“

„Sehr gern, warum nicht?“

Olga zog mich an der Hand von der Terrasse herunter.

„Sehen Sie, das Beet dort am Haus, das ist mein Gärtchen, hier sind meine kleinen Blumen, hier Gemüse und dort, sehen Sie, wo das kleine Kreuzchen steht, darunter liegt mein Kanarienvögelchen begraben; es sang so schön, wir hatten uns so lieb, Piepmäzchen und ich!“

Olga's Stimme war weich geworden; sie fuhr sich mit dem Händchen über die Augen, als ob sie sich eine Träne abwischte. Auch ich bemühte mich krampfhaft, dem Andenken des gefiederten toten Lieblings eine Träne zu widmen; allein es wollte mir hartgesottenem Sünder nicht gelingen!

Auf dem Beete rankte an einem Stocke eine wundervolle, große Sonnenblume empor. Meine Blicke ruhten auf ihr. —

„Die gefällt Ihnen wohl?“ fragte die Kleine.

„Eine solche prächtige Sonnenblume habe ich noch nicht gesehen!“ konnte ich mit gutem Gewissen erwidern.

„Ich habe sie mir selber gepflanzt; vor einigen Wochen war sie noch klein, aber jetzt ist sie so hoch, höher als ich, fast so hoch wie Sie!“ Olga maß mit Kennerblick meine „stattliche Länge.“

„Weil Sie Sonnenblumen so gern haben“, fuhr Olga fort, „so will ich Ihnen, wenn ich in einigen Wochen wieder Samen bekomme, solchen schenken, damit Sie sich, wenn Sie wieder zu Hause sind, auch eine Sonnenblume aufziehen können!“

„O, darauf kann ich nicht warten, schon morgen

Walter Rothschild: Aus verschiedener Herren Länder.

muß ich das „Paradies“ verlassen, um weit von hier nach der nordischen Heimat zu ziehen!“

„Ja, das ist böß! So weit verschicken kann man den Samen auch nicht.“ Olga wurde nachdenklich. —

„Pfliegst Du Dein Gärtchen allein?“ fragte ich, ich wollte sie auf andere Gedanken bringen.

„Der Gärtner gibt mir mitunter einen guten Rat, sonst sorge ich für dasselbe ganz allein. — Aber wie machen wir das mit Ihrer Sonnenblume?“

Ich war ratlos und suchte die Achseln.

„Ich hab's!“ rief Olga plötzlich. „Wenn Sie wieder in Ihrer Heimat sind, dann pflanze ich Ihnen hier auf meinem Beete Ihre Sonnenblume. Ich pflege sie so sorgsam, als wäre sie mein eigen, ich sorge für sie, aber Ihnen gehört sie!“

Gerührt streichelte ich der kleinen Olga die Rosenvangen, die mich wie Morgentau anlachten. Ich fand diese Idee von einem 9jährigen Kinde so sinnig und poesievoll, daß mir die Träne, die mir der tote Piep-vogel nicht entlocken konnte, jetzt beinahe unwillkürlich entwischt wäre, so anmutig und stimmungsvoll, daß ich sie hier auch anderen Vandsleuten mitteile, um sich daran zu erfreuen.

„So ist's, so soll es sein!“ sagte ich damals zu Olga. „Wenn ich wieder in meiner deutschen Heimat bin, dann blüht mir, gepflegt von Deiner zarten Hand, meine Sonnenblume in diesem südlichen Paradiese. — Aber nicht wahr, Du sorgst gut für meine Blume?“ „Kennen Sie denn deutsche Treue nicht?“ und die

Kleine sah mich mit ihren großen blauen Augen so vielsagend und innig an! Jetzt glänzte mir die „bewußte Träne“ wirklich im Auge. — — Und oft und gern denke ich noch immer an das Einzige, was ich auf südlicher Erde mein eigen nennen kann, an meine Sonnenblume in Lugano „Il Paradiso“ und an die liebe, kleine Gärtnerin, die sie mir pflegt. — — —

# Kinderleben der Großstadt

Es gibt Vorderhäuser und gibt Hinterhäuser, viele, die in den Vorderhäusern bequem und sorglos dahingleben, haben oft keine Ahnung davon, welch' unsäglich traurige Szenen sich in ihrer nächsten Nachbarschaft abspielen. Dem aber, der für die Gestalten, die von und nach dem Hinterhause wandern, ein offenes Auge, für das Lärmen und Toben, das oft aus dem Hinterhause schallt, ein offenes Ohr hat, dem werden sich Gruppen sozialer Bilder aufthun, die ihn im Innersten seines Herzens erbeben lassen. Eine der traurigsten soziologischen Erscheinungen sind und bleiben die Hunderte, ja Tausende von Kindern, die infolge der Not und des Elends, hauptsächlich aber infolge der in den Hinterhäusern oft herrschenden Immoralität, unermesslichen Schaden an Leib und Seele leiden, ja einem sicheren Untergange, einer sicheren Verkommenheit, sozusagen in die Arme geworfen werden. — Exempla docent!

In einem Hinterhause der Georgenkirchstraße zu Berlin wohnte ein Schlosser; er huldigte dem Gott, dem

leider heute allzu viele allzu freigebig huldigen, dem Gott des Alkohols. Bald vernachlässigte er seine Arbeit, er verlor seine Kunden. Wovon ernährte er sich nun? Er schickte seine zwei Kinder, zwei Knaben von 11 und 6 Jahren, den ganzen Tag auf den Bettel; sie mußten sich ihr Essen an den Türen erbetteln, wenn sie nicht hungern wollten, sie mußten aber auch dem Vater bare Groschen des Abends abliefern können, die er dann wieder in's Wirtshaus brachte, sonst gab's Schläge. Eines Abends hatten sie sogar drei Mark von einer mitleidigen Dame zum Geschenk erhalten und dabei noch Kleider und Wäsche; an diesem Abend hatten sie einen gnädigen Vater. Anders war es an einem der folgenden Abende. Die beiden Kleinen kamen mit leeren Händen nach Hause, sei es, daß ihnen heute keine mitleidigen Seelen begegnet waren, sei es, daß sie sich für die paar Pfennige Kirschchen oder sonst etwas zum Essen zu kaufen erdreistet hatten. Als der Schloffer, der wohl an diesem Tage den Spirituosen schon zugesprochen hatte, seine Kinder ohne Geld zurückgekehrt sah, ergriff er den kleinen Sechsjährigen — der Aeltere war schnell davongelaufen — an den Ohren, drehte ihn ein paarmal im Kreise herum und warf ihn mit dem Gesicht an die Wand. Der Prozeß war nicht leise vor sich gegangen, der sogenannte Vater hatte getobt und geschimpft, das Kind laut geschrien; Nachbarn traten ein, und was sah man? Bewußtlos lag der kleine Knabe auf dem Boden; das bleiche, abgehärmte Gesichtchen war überströmt mit Blut, das

aus Nase und Ohren quoll und das sich in den Tränenstrom mischte, der hilfesuchend aus den nunmehr geschlossenen Augen geschlossen war. Der Kleine wurde in ein Krankenhaus gebracht; innere Verletzungen wurden festgestellt. Der ältere Knabe, der erst nach zwei Tagen irgendwo, weit von seinem ungastlichen Vaterhaus, aufgefunden wurde, kam in eine Erziehungsanstalt, der Vater in's Gefängnis. Die Gerichtsverhandlung war das Nachspiel zu einem Hinterhausdrama, von dem nur der letzte Akt mit blutiger Katastrophe in die Oeffentlichkeit gedrungen ist.

Von einem anderen Kinderdrama, dessen Handlung auch noch nichts weniger als verjährt ist, war ich persönlich Zeuge. In einer Schreiberfamilie mit fünf Kindern war ein kleines, nunmehr zehn Jahre altes Mädchen mit einem Geburtsfehler zur Welt gekommen, es konnte nicht stimmhaft, nicht vernehmbar sprechen. „Was sollen wir mit dem Kinde machen?“ sagte mir die Mutter, „die Aerzte behaupten, eine Operation wäre zwecklos und gefährlich.“ Eines Abends kam sie freudestrahlend zu mir. Ein junger Arzt wollte die Operation versuchen, ein günstiger Ausfall wäre nicht unmöglich. „Sie werden Ihr Kind doch nicht ohne Weiteres dem Spiele des Zufalls übergeben,“ fuhr ich sie an. „Wenns mißlingt, haben wir eins, und dabei noch ein krankes, weniger zu ernähren; im übrigen überlasse ich alle Verantwortung den Aerzten“. Das war die Sprache einer Mutter. In den nächsten Tagen traf ich einen Studenten der Medi-

zin. „Eine interessante Operation morgen im Kinderhospital“, sagte er mir. Ich wußte, um wen es sich handelte. „Ist denn keine Gefahr für das Leben des Mädchens vorhanden?“ wagte ich zu entgegennen. „Sehr wenig Aussicht, daß das Kind davon kommt, sehr wenig, aber ein wissenschaftlich hochinteressanter Fall!“ Ich bekam Anwandlungen, in bezug auf die Aerzte die pessimistischen Ansichten zu teilen, die Graf Tolstoi in seiner „Kreuzersonate“ und sonstwo niedergelegt hat. Man sticht Kaninchen die Augen aus, reißt Fliegen und Spinnen Glieder ab zum Zweck wissenschaftlicher Forschung; unter dem Motto, die Fahne der Wissenschaft hochzuhalten, bringt man wohl auch noch ein armes Kind unter die Erde. Dergleichen unkontrollierbare Augenblicksergüsse spuckten mir nach jener Begegnung im Kopfe herum. Noch am Abend vor dem Operationstage war ich im Krankenzimmer der Kleinen. Man hatte ihr etliche Zähne ausgerissen, um mit den Instrumenten besser in den inneren Hals gelangen zu können. Ihr Köpfschen lag müde in den Kissen begraben, das kleine fieberheiße Händchen lag zitternd in meiner Hand; die Augen schienen dankbar auf mich gerichtet, sie wußte: ich hatte sie wirklich lieb gehabt. Am folgenden Tage kam die Operation und dann — der Tod. — —

Schließlich sei noch ein Fall erwähnt, bei dem zwar dem Kinde, um das es sich handelt, kein physisches Leid zugefügt wurde, der aber an Traurigkeit des Phänomens hinter den vorerwähnten kaum zurücksteht.

Fritzchen war ein echtes Berliner Kind, mit Spreewasser getauft, wie man zu sagen pflegt; es war ein Kind von guten Leuten, die mühsam aber hinreichend ihren Tagelohn verdienten; beide waren den ganzen Tag über beschäftigt, viel bekümmern konnten sie sich um ihren Knaben nicht. Fritz war eigenartig; er sei altkflug, sagte man vielfach. „Warum spielst Du denn gar nicht mit den anderen Knaben?“ fragte ich ihn eines Tages, als er wieder einmal, abseits von den Gespielen der Gefährten, in sich versunken, vor der Hausthüre stand. „Ach, es ist doch eigentlich gar nicht artig, was die da spielen“, meinte er, „sie werfen mit Steinen und Steinchen nach Fensterscheiben, auch wohl nach ahnungslos vorübergehenden Leuten, suchen den Obstfrauen die Kirschchen zu stehlen usw.“ Fritz erzählte auch noch von anderen „Spielen“, die von frühreifer Verkommenheit zeugen, und die ein anständiges Kind allerdings verabscheuen muß. Nach Verlauf einiger Monate passierte ich wieder einmal auf einem Spaziergange die Straße, oder besser gesagt Gasse, in der Fritz wohnte. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich den „kleinen Moralprediger“ von damals erblickte, wie er inmitten einer Schar roher Buben eine alte Frau verhöhnt. Was sich in der Zeit zwischen unserer damaligen und der vorhergehenden Begegnung ereignet hatte, ergab sich nur allzuklar. Ein Kind, das von Natur und Haus aus besser geartet ist als die „reifen“ Kameraden und nicht mittut, wird zuerst von diesen — in der Schule und überall — verspottet und

verlästert, dann tötlich angegriffen, schließlich von der Mehrzahl vergewaltigt und ist ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner „Besieger“. Der Widerstand eines solchen Kindes wird immer mehr geschwächt, bis es schließlich kraftlos in dem Strudel der Rohheit und Verkommenheit versinkt. So geschah es mit Fritz, so geschieht es mit tausend anderen Kindern. Die erwähnten Fälle sind keineswegs etwa mit den Haaren herbeigezogen, mehr unwillkürlich war ich Zeuge derselben, als daß ich sie gesucht hätte. Welche und wieviele solcher traurigen Szenen aus dem Kinderleben der Großstädte sich abspielen, das steht außer Berechnung. Daß die Jugendschutzbestrebungen unserer Tage wärmste Unterstützung erhalten und tatsächliche Erfolge erzielen, kann man aus heißester Seele wünschen.



# Inhaltsverzeichnis

	Seite
Londoner Leben . . . . .	1
Von Londons Kirchen . . . . .	6
Albion und die schönen Künste . . . . .	19
Bilder aus dem Whitechapel . . . . .	26
Shakespeares Heimat . . . . .	31
Irländisches . . . . .	38
Erinnerungen an Schottland . . . . .	45
Blämische Städtebilder . . . . .	53
Brüsseler Allerlei . . . . .	61
Die Kunst in Brüssel . . . . .	73
Paris . . . . .	80
Pariser Kirchhofsgedanken . . . . .	89
Aus Holland . . . . .	94
Friest — Aus Ungarn . . . . .	102
Aus der Kaiserstadt Wien — Von Böhmens Hauptstadt . . . . .	111
Auf Grenzpfaden zwischen der Schweiz und Italien	118
Die Poesie der Sonnenblume zu Lugano „Il Paradiso“. . . . .	127
Kinderleben der Großstadt . . . . .	132

# Verzeichniß der Illustrationen

	Zu Seite
London: Parlamentsgebäude und Westminster=Brücke . . . . .	1
London: Sankt Pauls=Kathedrale . . . . .	6
London: Westminster=Abtei . . . . .	8
London: Westminster=Abtei, Inneres: Dichterecke . . . . .	19
Stratford am Avon: Shakespeares Haus: Geburtzimmer des Dichters . . . . .	31
Irland: Belfast: Inneres der katholischen St. Patrikskirche	38
Schottland: Schloß Abbot'sford: Bibliothekszimmer Walter Scotts. . . . .	45
Antwerpen: Beichtstühle der Sankt Paulskirche . . . . .	53
Brüssel: Kathedrale „Sankt Michael und Gudula“ . . . . .	61
Brüssel: Kanzel der Kathedrale . . . . .	73
Paris: Foyer der großen Oper . . . . .	80
Paris: Inneres des Invalidendoms mit dem Grab Kaiser Napoleons I. . . . .	89
Amsterdam: An der Börse . . . . .	94
Budapest an der Elisabethenbrücke. . . . .	102
Wien: Sankt Stephansdom: Inneres . . . . .	111
„Das Heideprinzesschen“, Gemälde von Friz von Uhde, im Privatbesitz zu Budapest. . . . .	111
„Versammlung“, Gemälde von Vashkirtseff im Luxemburg= Museum zu Paris. . . . .	132









28261